

DISHWASHER

Magazin von und für
Arbeiter*innen|kinder



Philipp Keeler

Diagnose
Charakterschwäche

S. Castro – Interview

"Wenn sich die Welt-
lage verändert, wird
Rap auch politischer."

Polina Josefs und
Richard Dietrich

Die Pandemie
ist nicht
klassenblind

Arslan Tschulanov

Die geballte Faust aus
der Tasche holen

INHALT

Herausgeber: Referat für finanziell und kulturell benachteiligte Studierende
AStA Uni Münster
Schlossplatz 1, 48149 Münster
02518322286

Redaktion: Polina Josefs, Richard Dietrich, Minoas Andriotis

Titelbild: Polina Josefs

Layout: Janka Bösch

Für die solidarische Unterstützung bei Konzeption & Korrektur bedanken wir uns bei:
Estella Walter, Janka Bösch, Nicolas Sylvester Stursberg, Philipp Keeler, Joachim Foerster

Hast du auch was zu erzählen?

Dann schick uns was! Egal ob Text oder Bild. Erfahrungsberichte, Rezensionen, wissenschaftliche Artikel, Geschichten. Fotos, Zeichnungen, Karikaturen.

Mehr über Klassismus erfahrt ihr in dem Klassismus-Reader, der als Print-Version im AStA Münster oder als PDF zum Download auf unserer Homepage zu finden ist: www.fikus-muenster.de/klassismus-reader/

Den Dishwasher gibt es auch im Internet unter: www.dishwasher-magazin.de/hurra-hurra-der-dishwasher-ist-da/

06

Editorial

Vom **fikuS-Referat Münster**

08

Die Pandemie ist
nicht klassenblind

Über das Verhältnis von Covid-19 und Klassismus, und Hartz IV auf Pump. Von **Polina Josefs** und **Richard Dietrich**

12

Diagnose
Charakterschwäche

Über den Einfluss gesellschaftlicher Strukturen auf die Psyche der Menschen und die Rolle der Psychotherapie. Von **Philipp Keeler**

20

Karies und
Klassismus

Sozialer Benachteiligung auf den Zahn gefühlt. Von **Ashraf Hanafi**

24

Schweigen
und schämen

Erinnerungen an einen Großvater, der als „Asozialer“ in Buchenwald war.

28

„Wenn sich die Welt
verändert, wird auch
Rap politischer“

S. Castro ist einer der bekanntesten politischen Rapper Deutschlands. Wir haben mit ihm über seine Musik und die Welt gesprochen.

32

Klassismus
auf dem Land

*„Wie aus'm echten Leben“. Ein persönlicher Erfahrungsbericht zum Thema „Klassismus auf dem Land“. Von **_Mimo_***

36

Ausschnitt

*Ein Ausschnitt aus dem Leben.
Von **Ida***

40

Gentrifidingsbums

*Über ehemalige Arbeiter*innenviertel, die zu angesagten Vierteln wurden. Von **_Mimo_***

42

Linke Szene
und Klassismus

*Warum sich daran etwas ändern muss. Von **_Mimo_***

44

Zeit Verbrechen

*Diskriminierung beginnt bei der Sprachwahl, zum Beispiel, wenn die Chefredakteurin Menschen wegen ihrer sozialen Herkunft öffentlich diffamiert. Von **Isabell Opperbeck***

48

fakE

Das neugegründete Referat für antiklassistisches Empowerment an der Uni Köln stellt sich vor.

50

Neuigkeiten
über Eva

*Eine Erzählung. Von **Alexander Graeff***

56

Die geballte Faust
aus der Tasche holen

*Klassismus innerhalb der deutschen Linken. Ein Erfahrungsbericht. Von **Arslan Tschulanov***

EDITORIAL

Liebe Leser*innen,

wir freuen uns, euch die vierte Ausgabe des Dishwasher-Magazins vorstellen zu dürfen!

Trotz oder gerade wegen der Covid 19-Pandemie (COVID-19) haben uns viele tolle Artikel und Beiträge erreicht. Wir haben 13 Artikel rund um das Thema Klassismus abgedruckt. Darunter auch drei Beiträge über den Zusammenhang zwischen sozialem Status und psychischer Gesundheit. Ein weiterer Schwerpunkt dieser Ausgabe ist der Klassismus innerhalb der Linken. Die Unterschiedlichkeit der Formate ist eine Bereicherung für diese Ausgabe, denn neben analytisch-politischen sind auch sehr persönliche und poetische Beiträge dabei.

Mitmachen

Schickt uns gerne Kommentare, Leserbriefe, Artikel, Kritik, Zeichnungen, Musik- und Filmempfehlungen oder Rezensionen rund um das Thema Klassismus und die Lebenswelt von studierenden Arbeiter*innen- und Personen mit migrantisch geprägtem Hintergrund. Wir freuen uns auf eure Beiträge und Ideen für kommende Ausgaben und viel Spaß beim Lesen des aktuellen Dishwashers!

Eure DW-Redaktion

Neue Referate!

Seit einer gefühlten Ewigkeit, um genau zu sein seit 2003, war das fikuS-Referat (autonomes AStA-Referat für finanziell und kulturell benachteiligte Studierende) der Uni Münster, die einzige Interessenvertretung von studierenden Arbeiter*innenkindern in Deutschland. Im Oktober 2019 kam es zum entscheidenden Wendepunkt: In Marburg konstituierte sich mit dem Sofikus (Referat für sozial, finanziell und kulturell benachteiligte Studierende) endlich ein Schwesterreferat. Dieses Jahr kamen zwei weitere Selbstvertretungen hinzu: das fakeE (Referat für eine anticlassistische Emanzipation) in Köln und ganz frisch das Antiklassismus-Referat der LMU in München. Wir freuen uns über den Zuwachs und hoffen, dass der Dishwasher einen Teil dazu beitragen konnte, deutschlandweit weitere Strukturen und Vernetzungen zu schaffen. Ziel ist es künftig flächendeckend sozialer Diskriminierung entgegenzutreten, die Emanzipation von studierenden Arbeiter*innenkindern voranzutreiben und ihr eine zusätzliche Stimme zu verschaffen.

Mehr zu den Referaten:

Referat für sozial finanziell kulturell benachteiligte Studierende-Sofikus:



FB: www.facebook.com/SofikusMarburg

Autonomes Referat für klassistisches Empowerment -fakeE:



www.arfake-koeln.de/

FB: www.facebook.com/fakeunikoeln

Anti-Klassismus-Referat der LMU München:



www.stuve.uni-muenchen.de/stuve/referate/anti-klassismus/index.html

FB: www.facebook.com/antikla.LMU/



DIE PANDEMIE IST NICHT KLASSENBLIND

*Über das Verhältnis von Covid-19 und Klassismus, und Hartz IV auf Pump. Von **Polina Josefs** und **Richard Dietrich** (fikuS-Referent*innen).*

In der Redaktion zu dieser Ausgabe haben wir die Frage diskutiert, wie sich die COVID-Politik auf sozial benachteiligte Menschen auswirkt. Schnell kamen wir zu dem Ergebnis, dass sich die ohnehin bestehenden klassistischen Effekte verstärkt und damit diskriminierende Strukturen in der Pandemie zusätzlich verhärtet haben.

Unserer Meinung nach war die „Stay At Home“-Kampagne sowohl in Bezug auf Wohnungslose als auch für Menschen in prekären Wohnverhältnissen zu kurz gedacht. Ein Teil der Gesellschaft wurde nicht mit einbezogen. Während Bürger*innen in gehobeneren Arbeitsverhältnissen oft abgesichert waren, Homeoffice betreiben konnten oder gar ohne zu arbeiten weiterhin volles Gehalt bekamen, verloren tausende prekär Beschäftigte ihre Einkünfte. Nicht alle kamen in den Genuss der sogenannten Entschleunigung. Krankenpfleger*innen, Lieferdienstmitarbeiter*innen, Paketzusteller*innen und Kassierer*innen mussten unzählige Überstunden ableisten, um einen der Nebeneffekte des Stay-At-Home-Lifestyles zu befriedigen: Das gestiegene Konsumverhalten. Auch die Müllabfuhr kam kaum hinterher.

Außerdem hatten nicht alle, die gezwungen waren, zu Hause zu bleiben, das Glück, sich in finanzieller Sicherheit wiegen zu können. Die häusliche Gewalt nahm drastisch zu. Mangelnde Privatsphäre, sowie Rückzugsmöglichkeiten in den beengenden und überbelegten Wohn-

verhältnissen spielten hierbei eine entscheidende Rolle. Ebenso stieg die Zahl der Zwangsräumungen und damit der Wohnungslosen.

Für viele studierende Arbeiter*innenkinder brach komplett die Lebensgrundlage weg. Während einige Menschen die „Zwangsentleunigung“ als eine wunderbare und kreative Zeit erlebten, in der sie meditieren, Yoga machen, in sich gehen konnten und sie endlich Zeit hatten ein Instrument, Jonglage oder Koreanisch zu lernen, waren andere mit der Frage konfrontiert: „Wie bezahle ich meine Miete?“ und „Wie soll ich ohne Kinderbetreuung oder Internetzugang/Technik studieren?“. Da half auch das viel zu spät gemachte Angebot seitens der Politik nicht, sich weiter bei der KfW-Bank verschulden zu dürfen. Nach einigen Protestschriften und vereinzelten Aktionen vom FZS und anderen Studierendenvertretungen, wurde das großzügige Angebot unterbreitet, als Student*in Arbeitslosengeld II auf Kredit beantragen zu können. Oder anders ausgedrückt: Hartz IV bekommen und sich noch weiter verschulden. Wenn dies nicht tolle Soforthilfemaßnahmen (nach nur vier Monaten) waren!

Apropos: Während Firmen und Selbstständige, ganz zu schweigen von den ganz großen Akteuren Lufthansa und TUI, innerhalb von wenigen Wochen schnell mit Coronahilfen in Milliardenhöhe aufgepumpt wurden, blieben Studierende in Not finanziell auf dem Trockenen sitzen. Hier stellt sich auch die Frage, wer „systemrelevant“

ist, und wer darüber die Deutungshoheit besitzt.

Erst ab Juli gab es eine deutschlandweite Hilfe von der Bundesregierung für Studierende, die aber viel zu spät, überbürokratisiert und unserer Meinung nach unzureichend war. Es scheint ganz so, dass die zu dem Zweck eingerichtete Internetseite eher abschrecken, als dazu motivieren sollte, Staatsgelder zu beantragen. Seit November geht diese sogenannte Überbrückungshilfe in die zweite Runde und soll bis zum Ende des Wintersemesters 2020/21 von „Studierenden in Not“ in Anspruch genommen werden können. Bleibt zu hoffen, dass diese Defizite behoben wurden und die aktuelle Überbrückungshilfe mehr Studierenden zugutekommt.

Bei allen kritischen Punkten sollten wir jedoch auch auf die positiven Aspekte eingehen: Durch Onlineseminare müssen nicht alle Personen bei allen Veranstaltungen physisch anwesend sein. Besonders für die Pendler*innen bedeutet dies eine ungeheure Erleichterung. Es tun sich also auch viele neue Möglichkeiten in unserer Lebens- und Arbeitswelt auf, vor allem für das Lernen an Schulen und Universitäten. Dass dieser Transformationsprozess auch demokratisch und sozial gerecht abläuft, hängt unter anderem von fairem Zugang zu Technik (Laptops, günstiges und leistungsfähiges Internet, Drucker, Scanner, etc.) und ausreichenden Wohnverhältnissen ab.

Neben den finanziellen Schwierigkeiten offenbart die Corona-Krise noch ein weiteres klaffendes Strukturproblem unserer Gesellschaft: Das Zwei-Klassen-Gesundheitssystem mit der Unterteilung in privat- und gesetzlich Versicherte. Aktuell liegt der Krankenkassen-Beitragsatz für Studierende, die nicht mehr in die Familienversicherung fallen, für die Kranken- und Pflegeversicherung bei ca. 106 Euro im Monat. Dieses Angebot gilt allerdings nur bis zum 14. Fachsemester und ist weiter durch das Alter begrenzt. Studierende ab dem 30. Lebensjahr und/oder in höheren Semestern zahlen im Durchschnitt 195 Euro im Monat. Dass es für Arbeiter*innenkinder ohne finanzielle Unterstützung von zu Hause eine wesentliche Zusatzbelastung darstellt, liegt auf der Hand. Ohne Eigenverschulden ab sofort einen doppelt so hohen Monatsbeitrag entrichten zu müssen, hilft nicht gerade dabei, ein Studium schneller abzuschließen. Ganz im Gegenteil: 200 Euro zusätzliche Fixkosten zwingen Menschen dazu, noch mehr zu jobben, wodurch weniger Zeit für das Studium vorhanden ist und die Studienzeit sich immer weiter verlängert – ein Teufelskreis, der nicht selten zum Studienabbruch führt. Wer in letzter Zeit nach einem Beispiel für gelebte Altersdiskriminierung gesucht hat: You're welcome. In Zukunft ist mit weiteren Beitragserhöhungen durch die Coronabelastungen zu rechnen. Wenn materielle Ursachen von Klassismus und Chancenungleichheit bekämpft werden sollen, muss sich eine gesamtgesellschaftliche Änderung vollziehen. »

Vermehrte soziale Wohnungsbau- und Mietpolitik, sowie eine kostenlose Krankenversicherung für alle (Studierenden), sollten nicht nur utopische Forderungen, sondern selbstverständliches Grundrecht in einem demokratischen Sozialstaat sein. •

Tipp: Einen umfassenden Überblick bietet der Krankenkassenreader des AStA Münster. Diesen findet ihr unter diesem Link:

www.asta.ms/images/Dokumente/Asta/Behindertenreferat/KrankenkassenReader.pdf

**"Welche Wertpapiere
sind pandemiefest?"**



DIAGNOSE CHARAKTERSCHWÄCHE

Von **Philipp Keeler**. Immer mehr verzweifelte Menschen werden, erniedrigt durch Jahre der aussichtslosen Jobsuche, vor den Toren der Therapie landen. Es bleibt fraglich, ob die moderne Psychotherapie einen sicheren Ort für sie bilden kann. Und noch viel erschreckender: Wie viele Menschen werden es nicht Mal bis zur Türschwelle schaffen?

Mein Vater und ich teilen die Bürde der gleichen Krankheit: Wir haben beide Depressionen. Doch dieser Umstand lässt sich nicht alleinig durch die Vererbbarkeit affektiver Störungen erklären – es gilt, auch die gesellschaftlichen Umstände zu untersuchen, die dazu geführt haben und die diese Krankheit immer weiter aufrecht erhalten, wenn nicht sogar verschärfen, indem sie das Feuer stets aufs Neue entfachen. Doch dazu bedarf es eines Blicks in die Vergangenheit, sogar in Zeiten, in denen wir beide nicht geboren waren. Es ist nicht nur eine Geschichte einer Krankheit, sondern auch eine ihrer gesellschaftlichen Ursachen.

Drehen wir also die Uhr mit folgender Beobachtung zurück: Die De-Industrialisierung und die damit verbundene De-Regulierung des Arbeitsmarktes lässt eine gesplante Gesellschaft zurück – eine Aussage so plakativ, dass man meinen könnte man bediene damit nur Gemeinplätze (falsch gedacht!). Sicherlich: Viele Jobs der ehemaligen Industrie wurden ersetzt durch Jobs in den einfachen Dienstleistungsberufen, einer Arbeit die körperlich weniger zehrend, weniger schmutzig ist. Doch mit ihr ist auch die Identität verschwunden, die dazu gehörte.¹ Ehemals boten die Fabriken einen Ort, an dem Menschen, auch über Generationen hinweg, sichere und langfristige Arbeit finden konnten. Um die Betriebe herum entstanden Gemeinschaften, in denen Familien nicht nur arbeiteten, sondern auch gemeinsam lebten. Die De-Industrialisierung und Flexibilisie-

rung des Arbeitsmarktes lösten somit nicht nur die Arbeitsplätze als solche auf, sondern zerstörten auch zugleich die Gemeinschaften, die mit ihnen verknüpft waren. Auch die neuen Jobs boten keinen angemessenen Ersatz: Niedrige Löhne, hohe Arbeitnehmer*innen-Fluktuation und geringere Zufriedenheit zermürbten das bestehende Gemeinschaftsgefühl. Zugleich isolierten sie die Arbeiter*innen voneinander. In Minijob- oder Teilzeitbeschäftigungsverhältnissen, in denen ständig Arbeiter*innen kommen und gehen ist die gewerkschaftliche Organisation eine Herausforderung. Kein Wunder also, dass die Mitgliedszahlen der Gewerkschaften stetig schwinden.²

Zugleich hat im Zuge der wirtschaftlichen Umstrukturierung auch eine soziale Umstrukturierung stattgefunden: Die Ursachen für die Arbeitslosigkeit werden schlichtweg bei den Betroffenen selbst gesucht, statt sie in gesamtgesellschaftliche Strukturen und Prozesse einzuordnen. Der moderne Kapitalismus rückt die individuelle Verantwortung in den Vordergrund und klammert so zugleich kollektive Bewältigungsmechanismen aus. Kollektive Kämpfe der Arbeiter*innen werden ersetzt durch Konflikte zwischen ihnen: mit anderen Arbeitslosen, konkurrierenden Kolleg*innen und Migrant*innen. Der neue „befreite“ Arbeitsmarkt entpuppt sich für immer mehr Arbeiter*innen als ein Albtraum: Unsolidarisch und hart bleibt der Kampf um die Krümel vom letzten Stück Kuchen.

Doch wieso ist es so wichtig, an dieser Stelle über diese Prozesse zu sprechen? Was verbindet sie mit der Psychologie? Und was hat die De-Industrialisierung mit der Arbeitslosigkeit und der Depression meines Vaters zu tun, wo er doch, als ehemaliger Solo-Selbstständiger wohl kaum zu der Arbeiter*innen-Klasse gezählt werden kann?

Mein Vater wuchs in einer Zeit auf, in der sich Hochschulen für vormals „bildungsferne“ Schichten zunehmend öffneten. Viele Männer seiner Generation und seines sozialen Ursprungs sahen plötzlich in der (vermeintlich) niedrighen, aber dennoch prekären Selbstständigkeit in den neuen kreativ-künstlerischen Berufen eine Aufstiegsmöglichkeit aus den eigenen Klassenverhältnissen.³ Selbstständigkeit versprach Autonomie und Erfolg, eine Auffassung, die mein Vater auch nach vielen Rückschlägen noch für sich behielt. Wer selbstständig ist (oder war) kann sich schließlich, auch entgegen der eigenen ökonomischen Realität, zur Mittelschicht zählen. Dabei hat die Frage danach, welcher Klasse oder Schicht man zugehörig ist, eine Reihe von Implikationen. So schreibt der Soziologe Richard Sennet: „Wenn also 60% einer Gruppe von Bäckern sagen: ‚Ich gehöre zur Mittelschicht‘, dann ist die Frage, auf die sie antworten, nicht die Frage nach Wohlstand und Macht. Ihre Antwort will sagen: Ich bin gut genug.“ Der Boom des selbstständigen und freiberuflichen Sektors bringt jedoch kaum eine ökonomische Sicherheit mit sich, stattdes-

sen verschleiert er die kontinuierliche Zersplitterung der Arbeiter*innen-Schichten. Diese und andere Entwicklungen systematisch zu verorten, sie also nicht nur als Einzelschicksal, sondern als gesamtgesellschaftliche Entwicklung zu begreifen, ist für mich Grundlage linker und emanzipatorischer Arbeit.

Mein Vater ist mittlerweile langzeitarbeitslos. Ein Umstand, der das Selbstbild des sozialen Aufsteigers zerplatzen lässt. In mir lebt die Furcht, in die gleichen Fußstapfen zu treten und die Sorge, dass diese Entwicklung nicht nur in meinen Händen liegt, sondern in unserer allen. Mein Vater hat in seinem Leben schon viel gearbeitet. Ich weiß noch, wie er oft noch bis in die frühen Morgenstunden wach blieb, um Projekte abzuschließen, nur damit wir am Ende als Familie feststellen durften, dass das Geld trotzdem gerade nur zum (Über-)Leben reicht. Hart zu arbeiten, bedeutet schlussendlich nicht, dass man davon auch leben kann. Das Bild seines über den Arbeitstisch gekrümmten Körpers, im weißen Licht der Grafik-Lampen, bleibt für immer in mein Gedächtnis eingebrannt.

Bevor mein Vater Hartz IV bezog, hatte er es mit einer Vielzahl unterschiedlicher Jobs und Projekte versucht, jedoch ohne Erfolg. Aber mein Vater wollte unter dem wachsamen Auge des gesellschaftlichen Urteils bloß nie ein „Faulpelz“ sein. Eine Putzstelle in einer Geflüchteten-Unterkunft gab ihm statt neuen Mutes nur noch mehr Hüftprobleme, sodass er bald schon nicht



mehr ohne Schmerzen eine Treppe erklimmen konnte. Der neo-liberale Grundsatz „Das Netz der sozialen Sicherung in ein Sprungbrett in die Eigenverantwortung verwandeln“ aus dem gemeinsamen Positionspapier von Tony Blair und Gerhard Schröder⁴, kostete also meinem Vater das Recht, eine Treppe ohne Schmerzen hinaufzugehen. Mein Vater krankte, das wusste ich schon damals. Mein Vater sagte damals oft, er wisse nicht, was er noch überhaupt hier solle, wenn ihn niemand brauche. Mir war deswegen häufig schlecht.

Als ich im Sommer 2019 das erste Mal mit meinem Vater über meine Therapie sprach, warnte er mich eindringlich. Er halte nicht viel von Psychotherapie, das seien alles nur Wege den Menschen produktionsfähig zu halten. Zudem wüssten die Therapeut*innen doch gar nichts vom „echten Leben“, wie es wirklich ist, wenn keine materielle Existenz gesichert ist. Ich war wütend. Ich mache Therapie, damit ich leben kann, nicht um arbeiten zu können. Aber ich konnte ihm auch nicht versprechen, dass er solche Erfahrungen nicht im System der Therapie machen würde.

Für Menschen „unterer“ Klassenhintergründe kann der Schritt des Therapiebeginns ein Hindernis in sich sein.⁵ Wenn sie in Kontakt mit der Psychologie kommen, dann zumeist nur, weil sie die Widersprüchlichkeit ihrer Lebenserfahrungen schlicht nicht länger ertragen können. Zur Scham der Selbstoffenbarung und der

Krankheitsakzeptanz kann eine reelle Angst und Scham vor Klassenurteil hinzutreten. Für meinen Vater, wie für viele Kinder seiner sozialen Herkunft, sind Ärzt*innen immer noch Figuren der Obrigkeit. Wie Lehrer*innen und Sachbearbeiter*innen auf dem Amt sind sie es, die kontrollieren, bevormunden, erniedrigen. Es ist beschämend zu wissen, dass immer dort, wo Menschen institutionell um Hilfe und Unterstützung bitten und flehen, sie statt Fürsorge, oftmals Stigmatisierung und Demütigung erfahren. In diesen Institutionen finden moralisch salonfähige Zugriffe auf die Lebens- und Intimsphäre von Menschen in Not statt. Es geht dort nicht um die Bewältigung sozialer Folgewirkungen des Kapitalismus oder um die soziale und materielle Angleichung menschlicher Lebenszustände, sondern um die Begründung und Reproduktion ökonomischer und sozialer Herrschaft. Eine Herrschaft der Reichen, der Gebildeten, der Mächtigen, der Kultivierten über „die da Unten“.

Auch im Kontext ärztlicher Hilfe und Versorgungsleistungen ist klassistische Diskriminierung vorherrschend, und das nicht nur durch das Zweiklassensystem deutscher Gesundheitssorge. Die Sorgen und Nöte von klassistisch diskriminierten Menschen werden von Ärzt*innen strukturell weniger oder gar nicht berücksichtigt. So lautet die gesellschaftliche Diagnose in Armut lebender Menschen immer wieder: „Charakterschwäche“. Dieser Charakterbezug verschleiert die eigentliche Gewalt und

bestärkt nur den Schluss, dass jede*r für seine/ihre soziale und ökonomische Lage selbst verantwortlich ist. Denn „wer so lebt, muss das ja auch so wollen.“

In all unseren Köpfen schwirren Gedanken und Bilder davon umher, wie dieses gesunde, dieses gute, dieses zufriedene Leben eigentlich aussieht. Wie lebt ein Mensch eigentlich gut? Wann ist eine Einstellung gesund? Diese Bilder sind wahnsinnig wichtig für uns, sie bieten Orientierung und in schweren Momenten auch mal Hoffnung. Wir müssen aber vorsichtig und auch ein wenig skeptisch sein: Wieviel davon hat wirklich mit emotionaler und sozialer Erfüllung zu tun? Was ist vielleicht geprägt durch eine sozialisationsspezifische Sichtweise? Welche Rolle spielen klassistische Stigmata und Vorurteile? Was in der Gesellschaft als gesund und gut gilt, ist eben auch abhängig von den herrschenden Machtstrukturen. Die Ordnungslogik des Kapitalismus gibt vor, was in ihr als erstrebenswert zu sehen ist. Und das hat verheerende Folgen für die Lebensrealitäten von allen Menschen. Richard Sennet stellt dabei die These auf, der Kapitalismus sei eine Herrschaftsform, die Menschen „keinen tiefen Grund gibt, sich umeinander zu kümmern“. Kümmern tut man sich, in der kapitalistischen Ordnung, höchstens um sich selbst. Und nicht mal dort sei man sonderlich gut darin. Ärzt*innen und Therapeut*innen mögen sich selbst als „neutrale“ Instanzen sehen. Das Nicht-Wahrnehmen der sozialen Differenz mag höflich wirken,

gar angebracht. Aber wenn wir genauer hinschauen, könnten wir schnell feststellen, dass der entworfene Referenzrahmen alles andere als „neutral“ ist. Er verschleiert Klasse als Differenz zwischen Menschen, die sich sozial, kognitiv und emotional auf das Handeln, Denken und Fühlen auswirkt – und das sowohl auf Seiten der Patient*innen als auch der Therapeut*innen.

Zur strukturellen Diskriminierung kommt zusätzlich auch die eigene Haltung Betroffener zu dieser Diskriminierung hinzu. Die Klassismus-Bloggerin Clara Rosa schreibt etwa: „Ärzt*innen gehörten in meiner Kindheitswelt zu ‚denen da oben‘. Die sich immer einmischen. Wie das Amt. Die Lehrer*innen. Der Stolz darauf, eine Krankheit ‚aushalten‘ zu können gab meiner Mutter das Gefühl, den Machthabenden ein Schnippchen geschlagen zu haben. Einen Rest Kontrolle über sich selbst zu haben. Und vielleicht ein Stück Würde.“

Die moderne Psychotherapie ist nicht frei geblieben von den großen gesellschaftlichen Veränderungen, ganz im Gegenteil, sie ist sogar Ausdruck davon. Das Auge der Gesellschaft hat sich zunehmend dem Individuum zugewandt. Sicherlich: Das Individuum ist der Anknüpfungspunkt der Arbeit und stellt oftmals den gesamten Wirkhorizont der Therapeut*innen dar. Aber das leistet der sozialen Entkopplung nur weiter Vorschub. So ist es geradezu in Mode gekommen, über Self-care zu sprechen, als sei es die alleinige Antwort auf die

drängenden Probleme der modernen Psyche. Self-care bedeutet in etwa so viel, wie sich routiniert um sich selbst zu kümmern und dabei besonders Rücksicht auf die eigene Psyche zu nehmen. Self-care-Praktiken rangieren von Yoga-Routinen, autogenem Training bis zu duftenden Schaumbädern und Smartphone-Pausen. Sie alle setzen voraus, dass der moderne Alltag ohne eine bewusste Strategie, gar nicht genug Raum dafür biete, sich zu erholen.⁶ Sie sollen das Individuum motivieren, sich selbst diesen Raum aktiv zu schaffen. Positiv gelesen, findet hier eine Abwehrübung gegen die Alltagsgewalt des Kapitalismus statt. Es ist ein Weg, mit der eigenen Alltagserfahrung zurecht zu kommen. Aber die Trennlinie zwischen Abwehrhaltung und Selbstoptimierung ist dünn – Self-care macht uns eben auch zu besseren Kapitalist*innen. Denn wer viel Yoga macht, wer meditiert ist auch effizienter, flexibler, ausgeglichener.

Die Verantwortung für und die Bewältigung von psycho-sozialen Folgewirkungen des kapitalistischen Systems ist in das Individuum verbannt. Self-care Strategien stützen sich vor allem auf die Stabilisierung und Instandhaltung des Individuums, nicht von Gemeinschaften. Die Verantwortung, die durch Self-care kommuniziert wird, ist eine tief individuelle: Verantwortung für Gemeinschaft, für Solidarität, findet hier keinen Platz. Wenn sich jede*r um sich kümmert, ist ja bekanntlich an jede*n gedacht. Aber was tun mit den Millionen von Menschen, die nicht

die notwendigen Ressourcen haben, dem gerecht zu werden? Wer in unserer Gesellschaft hat eigentlich Zeit für Pausen? Wie soll man in einer kleinen Wohnung mit sieben Kindern eine Auszeit nehmen? Nur wer ökonomisch besser gestellt ist, kann sich überhaupt um die Psyche kümmern und somit gesünder oder gar gesund sein.

An dieser Stelle scheint es unausweichlich, auch über Drogen als Bewältigungsmechanismus zu sprechen. Menschen aus allen Lebensbereichen greifen zu Drogen, um den Alltag erträglich zu machen; jedoch folgt eine unterschiedliche soziale Bewertung der Abhängigkeit des Individuums. Menschen privilegierter Lagen führen schlicht ein „aufregendes Leben“, abhängige Menschen in Armut leiden unter „Kontrollverlust“. Sie haben weniger Ressourcen ihren Konsum zu verbergen und zu kaschieren. Im Supermarkt urteilt man ja immer auch nur über die Menschen, die Korn in kleinen Flaschen kaufen, und nicht über die, die flaschenweise Rotwein beim Winzer ihres Vertrauens bestellen. Wer beim Daydrinking, beim Brunch, im Kreise der Unternehmensberater*innen säuft, begeht nicht die gleiche soziale Sünde wie der*die Arbeitslose, der*die tagsüber schon das erste Bier aufmacht. Zugleich wird dabei die Sucht auf den Charakter der Menschen zurückgeführt: Einfältige Menschen müssten sich halt der Drogen bedienen. Selten ist diese Beobachtung mit einer gesellschaftlichen Kritik verknüpft, die hinterfragt,

welche Machtmechanismen, welche materiellen Bedingungen so eine Lage erst entstehen lassen. Friedrich Engels ging sogar so weit zu sagen, dass der Alkoholismus eine unweigerliche Folge der Arbeitsbedingungen im Kapitalismus sei. Arbeiter*innen sind nicht nur stärker auf Sucht zur Bewältigung des Alltags angewiesen, sie werden auch noch heftiger dafür verurteilt. Man kann auch wirklich nicht gewinnen.

Gespräche mit Therapeut*innen über gesellschaftliche Machtstrukturen und deren Einfluss auf die eigene Psyche führen häufig zu Irritationen. Sicherlich zum Teil auch, weil sie dem Individuum-zentrierten Blick der modernen Psychotherapie widersprechen und sich damit herkömmlichen Deutungskatalogen entziehen. Allerdings auch, weil oftmals befürchtet wird, ein Sprechen darüber könne Gefühle der Ohnmacht hervorrufen, die wiederum außerhalb des Wirkungskreises der Therapie liegen. Dabei führt das Sprechen mit Patient*innen über ihre Erfahrungen als Teil einer gesellschaftlichen Machtstruktur nicht zur Ohnmacht. Die Ohnmacht war schon vorher da. Sie ist allgegenwärtig, wenn man aufwacht, wenn man einschläft – mein Vater und ich, wir tragen sie beide in uns. Stattdessen ermutigt das Gespräch, das Einordnen der eigenen Erfahrungen und stößt kollektive Bewältigungsprozesse an. Der radikale Pädagoge Paulo Freire beschreibt das in seiner „Pädagogik der Unterdrückten“ als „Partnerschaft in der Benennung (Deutung) der Welt“. Eine solche solidarische Verbundenheit

kann stärken. Sie kann Hoffnung geben und vor allem immer wieder einen schützenden Raum bieten, in dem man sich der Alltagsgewalt entziehen kann. Die schwarze feministische Autorin bell hooks schreibt in ihrem Essay „Theory as Liberatory Practice“ (Theorie zur Befreiung)⁷, sie habe im kritischen Denken, im Deuten und Einordnen, einen Zufluchtsort vor der Gewalt des Alltags gefunden. Es bot Hoffnung für eine Zukunft, ohne Gewalt, ohne Diskriminierung, eine Zukunft der Gerechtigkeit, wo Liebe möglich ist. Die Psyche ist kein politisch neutraler Raum.

Es ist noch unabsehbar, wie der sich ständig wandelnde, moderne Kapitalismus sich weiter auf die soziale und emotionale Lebensrealität von Menschen auswirken wird. Der Mangel an alternativen Parallelgesellschaften, welche nicht nach den kapitalistischen Werten von Effizienz, Flexibilität und Produktionsfähigkeit organisiert sind, macht einen Vergleich schwer. In „Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus“ schildert der Soziologe Richard Sennet eindrücklich, wie die Flexibilisierung der Arbeitswelt zu Identitätsverlusten, Desorganisation und Orientierungslosigkeit führt: „Wo nur das immer Neue gefragt ist, und keine Routine entstehen darf, werden langfristige Bindungen unmöglich. (...) Nicht Freiheit ist also das Ergebnis, sondern ein tiefes Gefühl der Ohnmacht.“

Ich wünsche mir, dass mein Vater irgendwann einmal eine Therapie beginnt. Ich glaube er

hat Angst, dort nicht verstanden („Was wissen die denn schon, wie es wirklich ist“) oder bloß wieder in produktive, erwerbstätige Bahnen gelenkt zu werden. Er ist jetzt 66 Jahre alt, er soll nicht mehr arbeiten müssen, aber weil die Grundsicherung kaum reicht, wird er es wohl müssen. Therapie kann meinen Vater nicht wieder gesund machen, aber vielleicht könnte sie sein Leben retten. ●

¹ Siehe: Richard Sennet: „Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus“; Didier Eribon: „Rückkehr nach Reims“.

² Siehe hierzu: Owen Jones: „Chavs. The Demonization of the Working Class.“

³ Siehe hierzu: Koppetsch/Speck: „Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist. Geschlechterkonflikte in Krisenzeiten“

⁴ Das Positionspapier war Aushängeschild der britischen „New Labour“ und der deutschen „Dritte Weg“ Bewegung, die auf einer Neo-Liberalisierung der sozialdemokratischen Parteien beruhte. Siehe hierzu: Owen Jones: „Chavs. The Demonization of the Working Class.“

⁵ Siehe hierzu: Kemper/Weinbach: „Klassismus. Eine Einführung“, Kapitel 4: „Klassismus im Kontext von Psychologie und Psychotherapie.“

⁶ Gängige Self-care Praktiken sind zumeist frei von einer gesellschaftlichen Kritik der Umstände, die sie notwendig machen.

⁷ In: bell hooks: „Teaching to Transgress. Education as the Practice of Freedom.“

Philipp Keeler ist freiberuflicher Referent, Trainer und Berater in der machtkritischen Bildungsarbeit. Philip bietet Vorträge, Workshops und Textbeiträge u.A. zu Sozialer Gerechtigkeit und Klassismus an. Anfragen können an keeler.philip@gmail.com gerichtet werden.

Anmerkung: Dieser Text enthält Ausschnitte eines Vortrages für den „Lesekreis Kritische Psychologie Münster“ vom 17.06.2020.

*Für die solidarische Unterstützung bei der Konzeption & Korrektur des Textes bedanke ich mich herzlich bei meinen Freund*innen Leyla H., Lisette M., Niklas D., Myriam S., Lorena M., Pia S. und Melina D.*



Foto: Minoas Andriotis

KARIES UND KLASSISMUS

Sozialer Benachteiligung auf den Zahn gefühlt. Von **Ashraf Hanafi**.

Ich schreibe diesen Beitrag als Zahnarzt und möchte euch über „schöne“ Zähne berichten und warum diese nicht nur wichtig sind für das Selbstbewusstsein, sondern auch für die berufliche Laufbahn. Als Indikator für die soziale Herkunft zeigen sie Wirkung im eigenen Umfeld, an der Uni, aber auch bei Vorstellungsgesprächen und innerhalb der beruflichen Laufbahn. Wer schlechte Zähne hat, ist kein Aushängeschild für ein Unternehmen und hat es auch im sozialen Umfeld schwer. Denn ein strahlendes Lächeln gehört zu einem gepflegten Erscheinungsbild und beeinflusst die Erfolgchancen zunehmend. Was gesunde und schöne Zähne kosten, welchen Teil die Krankenkasse übernimmt und was die wissenschaftlichen Studien zu dem Zusammenhang zwischen Karies und Klassismus sagen, erfahrt ihr in dem folgenden Text.

Karies und seine Entstehung

Über die Entstehung von Karies existieren bei den Laien viele Mythen. Einige schieben die Schuld auf Süßigkeiten, andere auf fehlendes Zähneputzen und wieder andere auf eine genetische Veranlagung. Teilweise steckt in diesen Meinungen ein Funken Wahrheit. Karies wird als eine multifaktorielle Erkrankung der Zahnhartsubstanzen durch Säuren, die von Bakterien im Zahnbelag produziert werden, verstanden. Die meisten bemerken die Karies erst, wenn sie ein schmerzendes Loch im Zahn haben, dies stellt das Ende eines langen Prozesses dar. Solche negativen Erfahrungen sind heutzutage nicht mehr nötig, da durch regelmäßige Zahnarztbesuche und einer guten Mundhygiene selbst Vorstadien einer beginnenden Karies erfolgreich gestoppt werden können, ohne einmal bohren zu müssen. Damit Karies entsteht sind vier Faktoren obligatorisch: der Zahn, fermentierbare Kohlenhydrate, Säure bildende Bakterien, und die Dauer der Einwirkung auf den Zahn. Durch die Aufnahme von Kohlenhydrathaltiger Nahrung wird von bestimmten Bakterien der Mundflora die Bildung von organischen Säuren gefördert. Diese führen dazu, dass die Mineralien im Zahn herausgelöst werden und so die Zahnschicht zerstört wird (siehe Abb. 1). Weiterhin können Begleitfaktoren, wie Bildung, sozioökonomischer Status und Einkommen, Einfluss bei der Entstehung von Karies auf das Individuum haben.

Zuckersüßes Deutschland

Aus dem vorherigen Abschnitt über die Entstehung von Karies wird ersichtlich, dass durch Reduzierung der fermentierbaren Kohlenhydrate das Risiko der Kariesbildung gleichermaßen verringert wird. Umso erschreckender ist, dass der durchschnittliche Verzehr von einfachem Zucker in Deutschland bei 36 kg pro Jahr liegt. Dies entspricht circa 100 g pro Tag, empfohlen werden laut WHO lediglich 25 g bis 50 g pro Tag. Diesen erhöhten Konsum von Zucker nehmen wir größtenteils nicht bewusst auf. Vor allem 83 % des konsumierten Zuckers verspeisen wir als sogenannte versteckte Zucker in verarbeiteten Lebensmitteln, wie Süßigkeiten, Backwaren, Milchprodukten oder Fertiggerichten. Dabei kann sich der kariesbildende Zucker, wie Glukose, Fruktose oder Saccharose (Haushaltszucker), hinter einer Vielzahl irreführender Bezeichnungen verstecken. (siehe Abb. 2) Hierzu zählen beispielsweise Begriffe wie Fruchtputee, Traubensüße oder Molkeerzeugnis, die dem nichtaufgeklärten Konsumenten gesundheitsbewusste Inhaltsstoffe vortäuschen können.

Die Mundgesundheit in Deutschland

Eine solide Datenbasis über die derzeitige Mundgesundheit in Deutschland lässt sich fundiert durch die fünfte Deutsche Mundgesundheitsstudie (DMS V) darstellen. Die DMS V gilt als die größte repräsentative Erhebung ihrer Art in Deutschland. Hierbei wurde von Oktober 2013 bis Juli 2014 in 90 Untersuchungsgemeinden 4.600 Menschen aus allen sozialen Schichten und Altersgruppen befragt.

Einerseits stehen wir im internationalen Vergleich mit den G7-Staaten was die Karieserfahrung bei Kindern angeht auf Platz 1, andererseits besteht eine Schieflage der Kariesverteilung auf die Gruppe von Kindern die sozioökonomisch benachteiligt sind. Diese können nicht in gleichen Maßen an den Präventionserfolgen, die über die Jahre erreicht worden sind, teilnehmen. Weiterhin besteht bei den jüngeren Senioren eine Sozialschichtabhängigkeit bei der Zahnlosigkeit. »

Was kosten gesunde Zähne?

Die Kosten für Hygieneartikel, um eine suffiziente Mundpflege zu betreiben sind sehr gering, sie betragen pro Jahr circa 20 Euro. Der Erhalt von gesunden Zähnen ist durch die niedrigen Investitionskosten größtenteils jedem möglich, dennoch scheitert es häufig am Gesundheitsbewusstsein des Einzelnen. Sollte einmal eine zahnmedizinische Behandlung nötig sein, so bezahlt die Krankenkasse von der Zahnvorsorge über Zahnfüllungen, Wurzelbehandlungen und Zahnfehlstellungen bis zum Zahnersatz, nur den Teil der Behandlung, der medizinisch notwendig ist. Beinhaltet die Behandlung lediglich einen ästhetischen Mehrwert, so wird dieser durch eine Mehrkostenvereinbarung zwischen Patient*in und Behandler*in selbst übernommen.

Bei der Übernahme der anfallenden Kosten für den anstehenden Zahnersatz gibt es einige besondere Regelungen. Als Patient*in erhält man einen befundbezogenen Festzuschuss für die Regelversorgung. Dieser beträgt ohne Bonus 60 % der Kosten und kann bei regelmäßiger Teilnahme an den jährlichen Vorsorgeuntersuchungen bis zu 75 % betragen. Bei einer Härtefallregelung erhält man 100 % als Festzuschuss. (siehe Abb. 3)

Erfolgsfaktor schöne Zähne

Aus mehreren Studien wird ersichtlich, dass Zähne als ein leistungsfremder Sozialfilter wirken. So wurden Probanden mit gleichmäßigen und weißen Zähnen als intelligenter, attraktiver und beliebter eingeschätzt. Im Gegensatz wurden schief und verfärbte Zähne mit schlechteren Kompetenzen assoziiert. Da besonders im Bewerbungsgespräch der erste Eindruck einen großen Einfluss auf den Erfolg ausübt, können Bewerber*innen mit einem schlechten Zahnstatus trotz gleicher oder höherer Qualifizierung benachteiligt werden. Hier zeigt sich ein Dilemma, da die Betroffenen sich aufgrund ihrer ökonomischen Situation kein makelloses Lächeln leisten können und somit erschwerter die Karriereleiter erklimmen können.

Der Autor über sich: Aufgewachsen bin ich als eines von neun Kindern in einfachen sozioökonomischen Verhältnissen. In Anbetracht meiner sozialen Herkunft und meines Migrationshintergrundes habe ich bereits während meiner Kindheit Diskriminierung und Ausgrenzung erfahren. Aufgrund dessen kann ich die vielfältigen Erlebnisse die man als Arbeiterkind im Alltag bei Arztbesuchen, in der Schule und bei Behördengängen erlebt hat ohne kognitive Verzerrung nachvollziehen und darstellen.

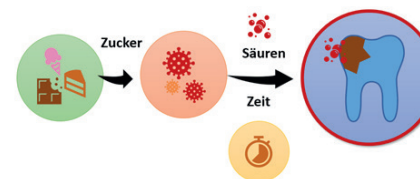


Abb. 1



Abb. 2

Festzuschuss			
60 % (ohne Bonus)	70 % (Bonus 1 ¹)	75 % (Bonus 2 ²)	100 % (Härtefall ³)
445,45 €	519,69 €	556,81 €	742,41 €

5 Jahre zur Vorsorgeuntersuchung
10 Jahre zur Vorsorgeuntersuchung
Einkommen (Alleinstehende ohne Angehörige) < 1274 €

Abb. 3 (Beispielrechnung für die Regelversorgung einer metallischen Brücke bei einer zahnbegrenzten Lücke, die nicht im Verblendbereich liegt)

SCHWEIGEN UND SCHÄMEN

Erinnerungen an einen Großvater, der als „Asozialer“ in Buchenwald war. Von **Harald Hahn**.

Ganz hinten in der Klasse

„Du musst mehr hassen“, mahnte sie kürzlich. „Den Hass sieht man in deinen Augen nicht, dass müssen wir anders machen.“ Die Schriftstellerin und Schauspielerin Signe Ibekken hatte in den vergangenen Wochen einige Mühe, mich bühnentauglicher zu machen für ein Einmannstück, das ich selbst geschrieben habe. Und darin geht es viel um Hass. Nicht nur in der beschriebenen Szene, in der ich mich schwer tat, einen Aufseher im KZ Buchenwald zu spielen.

Dieses Stück geht mir sehr nahe. Es betrifft die Geschichte meiner Familie, aber auch mehr als das. Als ich anfang, dachte ich, es würde ein Stück nur über meinen Großvater werden, der über neun Monate in Buchenwald als sogenannter „Asozialer“ inhaftiert war. Doch beim Schreiben wurde mir immer klarer, dass das auch ein Stück über mich werden würde. Und über die sozialen Umstände, die mich partout zu etwas anderem machen wollten, als ich es dann doch geworden bin.

Aufgewachsen bin ich mit Familie und Großeltern in Aalen. Oder genauer: in Röttenberg. Alle in dem schwäbischen Städtchen wissen sofort Bescheid, wenn dieser Name fällt. Röttenberg ist, was man verschwiemelt einen „sozialen Brennpunkt“ nennt. Damals, in den 1970er Jahren, war das ein drastisches Stigma. Vermutlich ist das bis heute so. Kaum ein Röttenberger schafft es jemals auf eine höhere Schule, geschweige denn an eine Uni. Zu meiner Zeit jedenfalls stand Röttenberg für „Assis“, für Kleinkriminelle.

Was das hieß, erfuhr ich schnell. In der Grundschule saßen die Kinder aus unserem Stadtteil nach zwei Wochen plötzlich alle ganz hinten, als wäre das völlig normal. So normal wie damals die absolute Mehrheit der CDU im Stuttgarter Landtag. So selbstverständlich wie die Tatsache, dass mit Hans Filbinger einer Ministerpräsident war, der als Marinerichter in der Nazizeit Todesurteile unterzeichnet hatte. Und so natürlich, wie dieser Mann bis heute Ehrenmitglied der CDU im Ländle ist.

Sehr schnell wurde diesen Kindern auch der Platz ganz hinten noch weggenommen. Nach einem Jahr kamen fast alle auf eine sogenannte Sonderschule, die den Namen des Pädagogen Hans Pestalozzi trug. Sie landeten dort, weil sie im falschen Stadtteil wohnten. Und wurden von denen gehänselt, die auf andere Schulen durften. „Pestalozzi-Schüler“ war ein gängiges Schimpfwort. Ein anderes war das Wort mit A, das noch immer zum Sprachgebrauch gehört, nicht nur auf Schulhöfen. Es bezeichnet nicht etwa reiche Steuerhinterzieher.

Fast wäre auch ich auf der Pestalozzi-Schule gelandet und damit in dem Leben, das für Röttenberger vorgesehen war. Dann würde ich heute kaum Artikel schreiben oder gar Theaterstücke. Aber ich hatte Glück. Nach einem mit Mühe und Not erworbenen Hauptschulabschluss begann ich eine Bäckerlehre. Das war eine der wenigen Möglichkeiten für einen Jungen aus dem Röttenberg: Bäcker, Metzger oder – höchstens –



Foto: Minoas Andriotis

KFZ-Mechaniker. Der Rest ging ohne Ausbildung zum Malochen in die Fabrik.

Für mich aber wurde der Handwerksberuf zum Beginn eines Bildungsaufstiegs. Mit Hauptschulabschluss und Ausbildung konnte ich auf dem „Bielefelder Oberstufenkolleg“ der Reformschule von Hartmut von Hentig – damals ein Vorzeigeprojekt sozialdemokratischer Bildungspolitik in Nordrhein-Westfalen – doch noch Abitur machen. Dann ging es in die weite Welt. Bis in die USA, als Freiwilliger mit „Aktion Sühnezeichen Friedensdienste“. So besuchte ich 1993 in Philadelphia einen Workshop für Menschen aus „Täter- und Opferfamilien“ der NS-Zeit.

Eine der Leiterinnen des Workshops stammte aus einer jüdischen Familie, die mit Ausnahme der Mutter komplett ermordet worden war. Der Vater der anderen war SS-Wächter in Dachau. Eine der beiden sagte einen Satz, den ich nie vergessen werde: Es gebe da eine Gemeinsamkeit in den Täter- und den Opferfamilien: das Schweigen.

In Täter- und auch Opferfamilien war dieses Schweigen am tiefsten. Ich bin aber überzeugt, dass in den wenigsten deutschen Haushalten aufrichtig über diese Zeit gesprochen wurde. Bei uns bestand das Geheimnis eben darin, dass Opa im Lager war, als sogenannter Asozialer. Wobei Geheimnis hier bedeutet: Man wusste das schon irgendwie in meiner Familie, es wurde in Andeutungen darüber gesprochen, wenn der

Großvater nicht dabei war. Aber die Geschichte wurde mit den Jahren immer vager. Es gab sogar zwei Meinungen darüber, welches Lager es denn gewesen sei, Dachau oder Buchenwald.

Es war Buchenwald, ich habe recherchiert. Dort hin verschleppt wurde den Akten zufolge der Anton Knödler, Kalkwerksarbeiter, geboren und wohnhaft in Mögglingen. Vorstrafen nicht bekannt, am 5. Juli 1938. Zusammen mit 50 weiteren Männern, im Zuge der so genannten Aktion „Arbeitsscheu Reich“ (ASR). Bereits im Januar 1938 hatte Heinrich Himmler angeordnet, die Festnahme aller arbeitsfähigen Männer vorzubereiten, die „nachweisbar in zwei Fällen die ihnen angebotenen Arbeitsplätze ohne berechtigten Grund abgelehnt oder die Arbeit zwar aufgenommen, aber nach kurzer Zeit ohne stichhaltigen Grund wieder aufgegeben haben“. Diese Leute seien „asozial“ und müssten durch Lagerhaft diszipliniert werden.

In einer ersten Welle im Frühjahr 1938 erhielt Buchenwald dadurch rund 4000 Zwangsarbeiter für den Lageraufbau. In der auch als „Juni-Aktion“ bekannten zweiten Verhaftungswelle, in der mein Großvater festgesetzt wurde, erweiterte sich der Radius auch auf jüdische Männer. Mein Großvater hat das Lager immerhin überlebt. Im April 1939, anlässlich von Hitlers 50. Geburtstag, wurde er im Rahmen einer Amnestie freigelassen und sogleich zur Marine eingezogen. Der Führer brauchte jetzt Soldaten. ➤

Eine politische Emotion

Das Geheimnis um diese Geschichte beruhte auf Scham. Obwohl dieselbe, wenn man sie „rational“ betrachtet, gewiss nicht zum Schämen ist. Mussten sich nicht eher diejenigen schämen, die in ihrer vermeintlichen Wohlanständigkeit Hitler getragen und ermächtigt hatten? Aber so funktionierte das nicht. Die Mehrheit verweigerte einfach jede Scham. In meinem Theaterstück lege ich diese Verweigerung einem prototypischen, gedankenlos-rechten schwäbischen Hausmeister in den Mund: „Woisch, jetzt muss doch endlich Schluss sein mit dem alte Glomp, was haben den die Amis gmacht? Do schwätz niemand drüber!“

Indem damals die realen Kinder dieses fiktiven Hausmeisters nach elterlichem Vorbild mit dem Finger auf die „Pestalozzi-Schüler“ zeigten, delegierten sie dieses Schamgefühl. Und das mit Erfolg. Für mich wirkte die Lager-Geschichte des Großvaters noch Jahrzehnte später wie eine „amtliche“ Aufforderung, mich zu schämen: für die eigene erlebte Armut und Ausgrenzung. Dafür, nicht dazuzugehören, anders zu sein. Eben geborener Rötenberger.

In meinem Stück rund um den Großvater versuche ich, diese Scham in vielfältiger Weise zu bearbeiten. Neben Monologen, in dem ich ihm etwa aus seiner Akte vorlese, gibt es auch eine Clownsnummer. Darin isoliere ich die Scham von allem Gesellschaftlichen, um sie im Kern zu fassen: Ich schlüpfe in die Rolle des Kindes, das sich beim Pommes-Essen mit dem Großvater mit

Ketchup bekleckert und sich dann ganz furchtbar schämt.

Diese Scham ist eine machtvolle Emotion. Und sie hat eine politische Ebene: In meinem Rötenberg gab es nicht wenige, die sich erfahrenes Unrecht selbst zum Vorwurf machten, anstatt dagegen aufzubegehren. So schützt die Scham immer auch die Hackordnung der Gesellschaft.

Dieser Schamkomplex ist weit verbreitet. In meiner Arbeit als Diplom- und Theaterpädagoge, der die Methoden von Augusto Boals „Theater der Unterdrückten“ praktiziert, begegnet er mir immer wieder. „Heimliche Begleiter – soziale Herkunft und Bildung“ heißt ein „Empowerment-Workshop“ für studierende Kinder aus nichtakademischen Familien, den ich vor einigen Jahren entwickelt habe. Seit „Rückkehr nach Reims“, dem Bestseller von Didier Eribon, wird derselbe gelegentlich an Unis gebucht. Und ich brauche nur eine Frage zu stellen, um die Gewalt der erworbenen Scham zu verdeutlichen: „Bringt ihr eure Freundin oder Freund zu euren Eltern mit?“

Es wird an dem Punkt immer schlagartig still. Dann wird die individuelle Seite dieses Schamkomplexes in einem geschützten Raum reflektierbar. Zugleich zeigt sich auch die gesamtgesellschaftliche Seite dieses Komplexes, nämlich die Be-Schämung der Ausgegrenzten durch die Mehrheit.

Schwarzer Winkel, toter Winkel

Geschichte ist nicht einfach vergangen, sie lebt in der Gesellschaft weiter fort. So ist es auch mit dieser Be-Schämung der sogenannten Randgruppen. Dass es dabei Kontinuitäten aus der Zeit gibt, in der man meinen Großvater ins Lager steckte, lässt sich in dem Sammelband „ausgesteuert – ausgegrenzt ... angeblich asozial“ von Anne Alex und Dietrich Kalkan nachlesen. Diese Spuren finden sich nicht nur in der Art, wie man bis heute über Menschen redet, die nicht arbeiten können (oder tatsächlich nicht im herkömmlichen Sinne wollen). Sondern auch in der Gesetzgebung: Erst in jüngster Zeit hat das oberste Gericht dieses Landes wenigstens existenzbedrohende „Sanktionen“ gegen das „Verweigern“ von Arbeit für verfassungswidrig erklärt.

Gleichfalls erst vor wenigen Wochen hat der Bundestag die seinerzeit als „Asoziale“ und „Berufsverbrecher“ stigmatisierten Menschen als Opfer des NS-Regimes anerkannt. Bis dahin war das Schicksal derjenigen, denen in den Lagern der „schwarze Winkel“ auf die Kittel genäht wurde, im toten Winkel der Aufarbeitung versteckt. Offenbar war das auch wichtig für das „schamlose“ Leben jener „Anständigen“, auf die sich Hitler einst stützen konnte – für den Gefühlshaushalt der Nachkriegsgesellschaft. Und so selbstverständlich, wie Filbinger weiterhin hoch angesehen ist in der Landes-CDU, hat die AfD gegen diese Anerkennung gestimmt.

Mein Stück sollte am 2. Mai Premiere haben. Das geht nun aus bekannten Gründen nicht. Also ge-

winne ich Zeit, den „Hass“ in meinen Augen zu trainieren, auf dass man mir jenen SS-Mann auch abnimmt. Zulassen will ich den Hass freilich nur auf der Bühne. Denn wer ihm einmal die Türe öffnet, vergiftet sein Herz. Hass endet nicht, er will immer mehr. Den Hass zu verbannen, mich für soziale Gerechtigkeit einzusetzen und das „Nie wieder“ ernst zu nehmen – das bin ich meinem Großvater schuldig!

"Wenn dir kein anderes Wort für »asozial« einfällt, dann sag doch einfach gar nichts."

Informationen zum Stück: www.asozialer-grossvater.de

„WENN SICH DIE WELT VERÄNDERT, WIRD AUCH RAP POLITISCHER“

der Rapper S.Castro im Interview. Er rappt über Solidarität statt über Autos. Der Rapper S. Castro ist im Ruhrgebiet zuhause und einer der bekanntesten politischen Rapper Deutschlands. Wir haben mit ihm über seine Musik und die Welt gesprochen.

Worum geht es in deiner Musik?

In meiner Musik geht es größtenteils um Gesellschaftskritik. Viele meiner Tracks handeln direkt vom System und seinen Problemen. Dazu zähle ich auch die Probleme im Rapgeschäft. Die spreche ich in vielen meiner Battletracks an. Darin geht es gegen imaginäre Rapgegner und dabei mache ich mich oft über Gangsterrapper lustig – wenn ich zum Beispiel deren Herangehensweise angreife, wie sie den Ausweg aus Armut und anderen gesellschaftlichen Problemen aufzeigen. Allgemein gesagt will ich mit meiner Musik einen kritischen Blickwinkel auf alles Mögliche bieten, was in der Welt existiert und passiert. Und ich will natürlich auch Alternativen aufzeigen, wie es sein könnte.

Welches Publikum peilst du an? Was möchtest du deinen Hörer*innen vermitteln?

Vor allem ist es mir wichtig, junge Menschen zu erreichen. Viele von ihnen werden von Rap auf negative Weise beeinflusst. Ich will Jugendlichen stattdessen zeigen, dass der Gangsterfilm und Materialismus eben nicht cool sind und dass man seine Probleme nicht dem American Dream entsprechend lösen kann. Ich will zeigen, dass es darum geht, dass wir eine neue Gesellschaft erkämpfen, in der solche Probleme gar nicht mehr auftreten. Es wichtig ist zu begreifen, wie das System funktioniert und sich dagegen politisch zu organisieren.

Ich möchte ihnen auch vermitteln, was der wahre Ursprung von Hip Hop ist: dass es ein Sprachrohr der Unterdrückten war, dass es eine Kunstform und Kultur ist, die entstanden ist in einer Zeit und an einem Ort, wo die sozialen Probleme am stärksten waren – in den New Yorker Ghettos der 90er Jahre.

Inwiefern verarbeitest du Erfahrungen aus deinem eigenen Leben?

Bis heute war mein Rap sehr wenig autobiografisch in dem Sinne, dass ich über konkrete persönliche Erfahrungen geschrieben habe. Aber trotzdem spiegeln sich mein Alltag und mein Leben in den Texten wider. Denn die Sachen, die ich sage, sind nur die verallgemeinerte Version der Dinge, die mich auch individuell betreffen. Was ich erlebe, hat alles eine Systematik, die die anderen auch genauso erleben und erkennen können. Ich versuche, es eher gesellschaftlich als individuell anzugehen und es dann so zu vermitteln, dass es jeder verstehen kann. Das schließt aber nicht aus, dass ich auch mal biografische Elemente mit reinbringen werde – als Beispiel eines Menschen aus der Gesellschaft.

Welche Musiker*innen haben dich inspiriert oder inspirieren dich?

Rein musikalisch in Sachen Rap hat mich Eminem geprägt. Aber größtenteils wurde ich durch historische Persönlichkeiten – durch Revolutionäre in der Geschichte inspiriert, zwar nicht mu-



sikalisch, aber in Bezug auf mein Mindset, der Art und Weise zu denken und die kämpferische Mentalität. Das sind Menschen wie Fidel Castro, Che Guevara oder Rosa Luxemburg. Es haben mich aber auch politische Menschen inspiriert, die mir in meinem Leben nahestanden. Und ansonsten auch Dichter wie Bertolt Brecht oder Nâzım Hikmet mit ihrer Metaphorik und ihrer Lyrik und natürlich auch revolutionäre Musikbands wie Inti Illimani aus Chile.

Momentan ist Rap wahrscheinlich populärer denn je. Wie siehst du die Rapmusik, die in den letzten Jahren die Charts gestürmt hat? Wie findest du es, dass Musik ein kapitalistisches Geschäft ist?

Ich würde mir wünschen, dass Musik kein Geschäft wäre. Dass es eigentlich an sich überhaupt kein Geschäft auf der Welt gibt; dass es dieses Wort nicht mal gibt. Für mich würde eine gesunde Welt so aussehen, dass man Kultur und andere Reichtümer der Menschheitsgeschichte einfach auslebt und dass es dabei nicht um Profit geht, wie es im Rapgeschäft der Fall ist. Deswegen ist es auf jeden Fall schade, dass wir eine profitorientierte Musikindustrie haben. Das ist aber keine Sache, die man in der heutigen Welt ändern kann. Das wird nicht passieren, solange wir in einem System leben, das sich nach Profit richtet und in dem alles vermarktet wird. So wird auch Kultur immer ein Teil davon sein.

Aber ich denke, man kann dem mit einer alter-

nativen Art und Weise, wie man Kultur und also auch Musik auslebt, bis zu einem gewissen Grade entgegentreten. Man kann Musik zumindest aus der eigenen Perspektive für gute Zwecke nutzen. Es besteht nun mal Aufmerksamkeit im Musikgeschäft und das kann man gleichzeitig auch zum Positiven nutzen.

Einige der Rapper in den Charts bringen auch mal gesellschaftskritische Lines oder Lieder (z.B. wenn sie von ihrer früheren Armut oder ihrem sozial benachteiligten Viertel sprechen). Siehst du darin Potential, dass Rap wieder politischer werden kann?

Ich sehe es zumindest als positiv an, dass auch mal solche Lines durchdringen bei den ganzen sexistischen und kriminalitätsverherrlichenden Texten. Aber leider sehe ich das Problem, dass solche Lines untergehen in der Masse der Mainstream-Lieder, die eben von Bullshit handeln. Die Leute schnappen zwar hier und da mal was auf, aber dadurch, dass die Gesamtheit aus Mülltracks besteht, bleibt auch automatisch die positive Aussage, die mal gebracht wird, nicht wirklich hängen.

Wie kann Rap wieder politischer werden und gegen die kapitalistischen Zustände rebellieren?

Wegen des Inhalts des heutigen Raps denke ich nicht, dass die aktuell erfolgreichen Rapper plötzlich die Atmosphäre so ändern, dass politi-

scher Rap wieder hochkommt. Das kann höchstens dann passieren, wenn die Weltlage sich verändert und die gesellschaftliche Situation sich verändert – wenn die politischer wird, dann wird sich das auch automatisch im Rap widerspiegeln. Politische Rapper werden dann mehr Aufmerksamkeit bekommen. Und dann werden auch die unpolitischsten Rapper, die bis heute dieses Thema vermieden haben, auf einmal politisch sein, weil es im Trend sein wird und die Leute es fordern werden. Also das Potential, dass Rap politisch oder gesellschaftskritisch werden könnte, sehe ich nicht bei den heutigen Rappern, sondern eher bei den gesellschaftlichen Bedingungen, die die Musik dorthin treiben werden. Die Musik ist meiner Meinung nach ein Spiegel der Gesellschaft.

Für was für eine Gesellschaft setzt du dich ein?

Ich setze mich ein für eine Gesellschaft, in der Menschen keine Existenzängste mehr haben, in der alle Teil eines Kollektivs sind, solidarisch miteinander leben, sich nicht mehr ausgrenzen, wo es kein Arm und Reich mehr gibt, wo niemand niemanden mehr unterdrückt oder ausbeutet und dementsprechend auch keine Kriege mehr herrschen oder Umweltzerstörung: eine klassenlose Gesellschaft, in der es nicht mehr Herrschende und Beherrschte gibt.

Danke für das Interview und viel Erfolg weiterhin dabei, politischen Rap stark zu machen!

•



Foto: Minoas Andriotis

KLASSISMUS AUF DEM LAND

„Wie aus'm echten Leben“. Ein persönlicher Erfahrungsbericht zum Thema „Klassismus auf dem Land“. Von **_Mimo_**.

„Classism is a heartbreaker“ sagen Margret Steenblock und Clara Rosa in ihrem Audiostück und ich möchte schreien: JA! Mir geht es durch Mark und Bein, meiner Familie geht es durch Mark und Bein, auch meinem Zirkel aus Freundsinnen.

„Mark und Bein“, so redet doch nur eine aus Pusemuckel. Pusemuckel? Noch schlimmer, jemand aus einer „bildungsfernen“ Schicht. Ich habe zwei Akademiker*innen-Eltern, habe einen Vornamen, der kein klassistisches Cliché bedient und schreibe in einem Magazin von und für „Arbeiter*innenkinder“. Ihr könnt aufhören weiterzulesen oder einen Leser*innenbrief schreiben, wenn Ihr mich für heuchlerisch und fehl am Platz haltet, ich bitte darum, weil ich an eurer Sichtweise interessiert bin.

Ich erkenne an: Bezüglich Bourdieus kulturellem Kapital bin ich sicherlich besser ausgestattet als viele andere und ich bin mir dieser Privilegien bewusst. Ohne diese Privilegien wäre ich höchstwahrscheinlich nicht aufs Gymnasium und zur Uni gegangen. Aber ich habe vier kleinere Geschwister und bin in der „Sackelf“ aufgewachsen. Dort gilt: „Wer fünf Kinder hat, ist entweder katholisch oder n' Assi“. Zum Glück ist mein Vater katholischer Theologe und ich konnte mich – zwar mehr schlecht als recht – in diese erste Schublade verkriechen. Trotzdem bricht es mir mein Herz, wenn meine Eltern erzählen, dass sie uns Kinder für den Kindergarten immer möglichst herausgeputzt haben,

um bloß nicht in die zweite Schublade „abzurutschen“. Meine Mutter sagt: „Ich stamme aus dem ‚Arbeitermilieu‘“. Mein Vater sagt „in unserer Familie war Bildung schon immer ein hohes Gut“. Wie diese Ehe aus armen Bildungsbürger*innen und väterlicherseits und gut betuchtem Arbeiter*innenumfeld mütterlicherseits schon prophezeite, stolpere ich seit ich denken kann zwischen diesen „Klassen“ hin und her.

Es wird mir immer schwer ums Herz, wenn mir meine Mutter erzählt, sie habe oft Angst gehabt, in unserem Heimatdorf als „schlampig“ wahrgenommen zu werden. Wenn ich Besuch mit nach Hause nahm, konnte sie es sich nicht verkneifen diesen zu fragen „bei euch zuhause ist es bestimmt ganz ordentlich, nicht so wie hier?“. Mich hat das in meiner Pubertät wahnsinnig gemacht. Schließlich hatte ich vorher möglichst alles so hergerichtet, dass mein Besuch auf dem Weg von der Haustür in mein Zimmer beinahe den Eindruck hätte haben können. Gast in einem „gut bürgerlichen“ Haus zu sein. Schlimm genug keinen Fernseher in meinem Zimmer zu haben. Schlimm genug keine Docker's tragen zu können, ALDI- statt Rewe-Produkte zu essen und den Urlaub auf dem Campingplatz, statt im Centerpark zu verbringen. „Bei euch ist es immer so gemütlich, weil es deiner Mama egal ist, wie es aussieht“ haben mir meine Freundinnen gesagt und ich nehme es ihnen nicht übel, weil ich weiß, dass es aus ganzen Herzen ernst gemeint war, aber ich musste immer schlucken. Wie sehr ich zu diesen „gut Bürgerlichen“ ge-

hören wollte. Um jeden Preis. Ich hielt alles geheim, was nicht passte. Schwindelte über meine politisch linke Gesinnung und die Bücher, die ich las und nahm, sobald ich 14 Jahre alt war, jeden Job an, den ich kriegen konnte, um mir die benötigten Statussymbole zu leisten. Weil das alles nie ausreichte, träumte ich vom Studentin Sein, auch wenn sich meine Freundinnen vor diesen „armen, ollen Schluckern auf Fahrrädern“ ekelten. Als Studentin war arm sein irgendwie normal, so schien es mir.

Aber in der Uni war ich dann plötzlich die Dumme vom Lande. Im linken Intellektuellenmilieu fühle ich mich seit Jahren wieder an dieses Gefühl nicht dazugehören erinnert. Mein Eifler Akzent, die Worte, die ich benutzte, die Worte, die ich nicht benutzte, die Bücher, die ich all die Jahre nicht gelesen hatte. Da sagte Eine, Harry Potter habe sie aus Kommerz-Protest nicht gelesen. Ich habe Harry Potter verschlungen und es geheim gehalten, weil niemand Bücher las. Herkunftsscham nennt Didier Eribon das. Finde ich passend. Vielleicht ist neben dem Kapital deine Familie auch das Kapital deines Umfeldes, in dem du aufgewachsen bist, entscheidend? Kann ich von Klassismus betroffen sein, weil ich auf dem Land aufgewachsen bin und dort sozialisiert wurde?

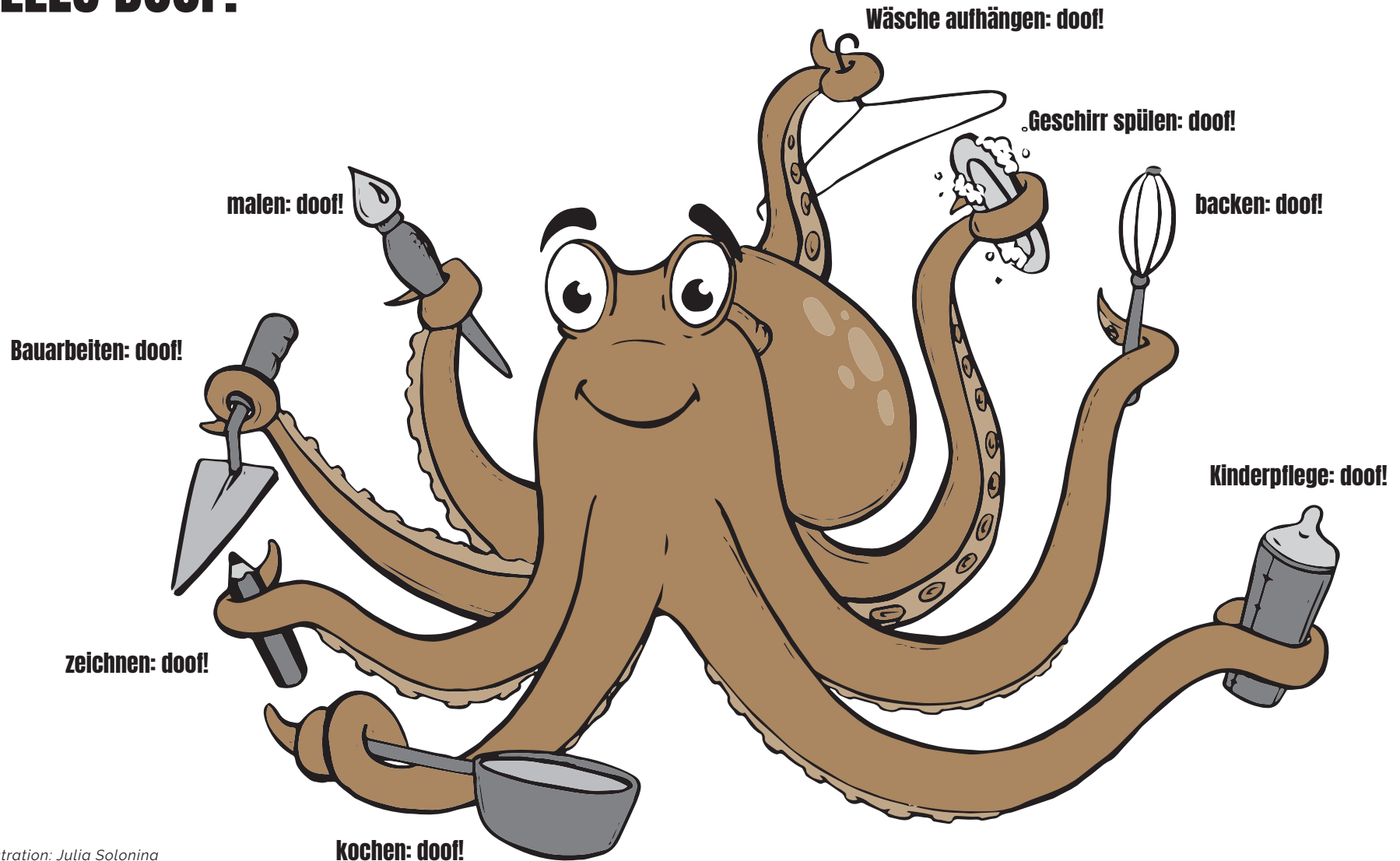
Heute ist es übrigens anders und ich bin stolz auf viele jener Dinge, die mir ermöglichen hin und wieder die Schublade zu wechseln, auch wenn ich dann letztendlich in keiner wirklich zu-

hause bin. Aber mich macht es traurig, wenn ich an all die verlorene und begrenzte Emotionalität denke, die von Klassengrenzen bestimmt wird. Bis heute spielt sich der Scheidungskrieg meiner Eltern in den Dimensionen von „reichem Arbeiterkind“ und „armen Bildungsbürger“ ab und die Gräben, die der Klassismus in meine Freundschaften gezogen hat, schließen sich nur langsam. Bis heute schäme ich mich ein bisschen, wenn mein Freund Fußball guckt, statt irgendwas „Schlaues“.



Foto: Minoas Andriotis

OHNE ARBEITER*INNEN IST ALLES DOOF!



AUSSCHNITT

*Ich heiße **Ida** und bin eine weiße queere cis-Frau. Ich bin die erste, die in meiner Familie studiert. So viel zu meinem Hintergrund.*

Meine Mama und ich haben sehr oft über meinen zwölften Geburtstag gesprochen. Seit mein Vater keinen Unterhalt mehr bezahlen kann, schwebt dieser Geburtstag über uns und drückt ab und zu die Stimmung.

Nach damaligem Recht gibt es ab dem zwölften Lebensjahr kein Geld mehr von der Unterhaltsvorschusskasse. Für mich bedeutete das, öfter Gespräche mit meiner Mutter über ihren Kontostand zu führen. Bis heute frage ich sie noch oft, ob sie im Minus oder im Plus ist.

Für meine Mutter bedeutete das noch mehr Stress und jeden Cent nicht nur zweimal, sondern dreimal umzudrehen.

Als ich achtzehn wurde, kam die Gesetzesänderung, dass die Unterhaltsvorschusskasse jetzt zahlt, bis die Kinder 18 sind. Meine Mama und ich wollten vor Freude lachen für alle alleinerziehenden Menschen und gleichzeitig einfach nur weinen, weil es unser Leben um einiges sicherer gemacht hätte.

Ich durfte nie waschen. Als ich 18 Jahre alt war und nicht mehr zu Hause lebte, habe ich das erste Mal eine Waschmaschine bedient. Meine Mutter hatte zu große Angst, dass ich etwas an unserer kaputt mache, weil wir uns keine neue hätten leisten können. Wenn ich wasche, checke ich immer nochmal alle Knöpfe zweimal, bevor ich auf Start drücke, aus Angst ich mache die Waschmaschine kaputt.

Als ich 15 Jahre alt war, hat mein damaliger Freund mich gefragt, warum meine Mutter nie kochen würde, seine Mutter würde jeden Tag kochen. Es wäre immer etwas Frisches da, wenn sein Vater, seine Schwester und er nach Hause kämen. Ich war den Tränen nahe, wusste aber keine adäquate Antwort und zweifelte lieber an meinen Mutter als an den gesellschaftlichen Verhältnissen und Erwartungen.

In Zeiten, in denen mein Vater arbeitslos war, machte ich mir schon Tage bevor ich neue Leute kennenlernte, Gedanken was ich sagen würde, wenn die Frage aufkommt, was meine Eltern machen. Vor einem Jahr rief mein Vater mich dann an und sagte mir, dass er im Gefängnis ist.



Foto: Minoas Andriotis

Er hätte niemandem Gewalt angetan, sondern könne das Bußgeld für das Fahren ohne Ticket nicht zahlen. Und wie ich einem amtlichen Brief entnehmen konnte, den ich im Durcheinander im Wohnzimmer meiner Oma gefunden habe, hat er auch in einem Kiosk etwas geklaut.

Was sage ich jetzt den Menschen, die fragen, was meine Eltern machen?

Jedes Jahr ungefähr im Oktober kommt die Angst auf, dass die Winterreifen zu alt sind und wir neue brauchen. Jeden Tag die Angst, dass das Auto kaputt geht, da es meine Mutter für die Arbeit braucht.

Mit 16 sitze ich mit meiner Oma und meinem Papa im Esszimmer. Das einzige beheizte Zimmer. Sie haben kein Geld für Heizöl, aber haben jetzt schon Angst vor der Rechnung, die sie für den Strom zahlen müssen, damit wenigstens ein Zimmer warm ist.

Alle paar Monate schwemmt das Gesicht meiner Oma auf, durch den Schimmel, der im Haus wuchert.

Mit sieben wollte ich unbedingt reiten gehen. Auf die Bitte hin musste mir meine Mutter erklären, dass ich mir das ganze mal anschauen kann, aber wir uns keine Stunden leisten können. Ich bin nie hingegangen.

Wenn meine kleinen Cousins bei ihrer Mutter

jammern und schreien, dass sie eine neue Reithose brauchen, weil die alte nicht mehr schön ist, bin ich froh, dass sie nie meinen Schmerz kennen werden. Und zur gleichen Zeit möchte ich einfach nur schreien.

Mit neun wollte ich Tennis ausprobieren. Ich denke ich muss nichts mehr erklären.

Meine Mutter weinte manchmal aus Überforderung. Zwei Jahre nach meiner Geburt hatte sie einen Nervenzusammenbruch. Sie wurde nie stationär behandelt, denn wer sollte sich um mich kümmern?

In ruhigen Momenten sagt sie manchmal, dass sie die Nerven, die sie damals gelassen hat, nie wieder bekommt und sie deshalb immer noch manchmal sehr müde ist und keine Energie hat.

In der vierten Klasse kam die Frage auf, welche weiterführende Schule ich besuchen soll. Ich hatte die Noten, um das Gymnasium zu besuchen. Meine Grundschullehrerin war skeptisch: „wenn das mit den Jungs anfängt, machst du ja eh nichts mehr für die Schule, Ida!“

Mein Oma väterlicherseits meinte, die Akademiker hätten die Nase immer zu weit oben und ich sollte etwas Handfestes machen.

Meine Mutter meinte, dass sie mich bei allem unterstützt, sie es aber besser finden würde, wenn ich auf die Realschule gehe. Sie könne

mir nicht helfen, sie hätte dreimal wiederholt und mit Ach und Krach ihre Ausbildung zur Erzieherin gemacht. Und Nachhilfe könnten wir uns auch nicht leisten.

Ich bin aufs Gymnasium und hier nochmal der Mittelfinger an meine Grundschullehrerin (auch wenn sie sonst eine nette Frau war).

Auf dem Gymnasium dann immer wieder hässliche Kommentare über alle Menschen, die nicht auf dem Gymnasium sind und nicht studiert haben.

Und ab der zehnten Klasse die regelmäßige Frage in die Klasse: „Warum wir alle so faul sein und nichts tun würden?“

Ich bin 17 und gewillt mein Abitur zu machen und zu studieren. Ich schwänze nie, mache Hausaufgaben und lerne danach noch für den nächsten Tag.

Mein Vater ist zu der Zeit in der geschlossenen Psychiatrie. Meine Mutter und ich ziehen aus dem Haus ihres damaligen Freundes aus. Unsere finanzielle Situation verschlechtert sich. Gespräche über Geld finden wieder regelmäßig statt.

Meine Oma mütterlicherseits bekommt Krebs und stirbt acht Monate lang. Mein Opa mütterlicherseits stirbt ein halbes Jahr später. Drei Tage vor meiner ersten Abiturprüfung.

Ich habe mein Abitur mit einem Notendurchschnitt von 2,1 abgeschlossen. Mein Arbeitspensum immer gehalten.

Mitten in der Oberstufe fallen mir meine Haare aus. Diagnose: stressbedingter kreisrunder Haarausfall.

Jedes Genörgel der Lehrer_innen, warum wir uns nicht mehr anstrengen würden, war ein Schlag ins Gesicht.



Quelle: [instagram.com/zeichnelster](https://www.instagram.com/zeichnelster)

GENTRIFI*GENTRIFI* GENTRIFI*DINGS*BUMS

von **_Mimo_**.

Ich bin in Köln-Mülheim groß geworden. Viele meiner (Schul)Freunde*innen lebten in Mülheim und Kalk. Damals, vor über 20 Jahren, waren diese Stadtteile verrufen und galten als soziale Brennpunkte.



Foto: Andi Macht

Heutzutage sieht es ganz anders aus. Zugezogen Menschen brüsten sich damit, im angesagten Kalk oder Mülheim zu leben. Wie die Straßen vor ihren Zuzügen ausgesehen haben, interessiert sie nicht wirklich. Hauptsache sie haben ihre coole WG/ Wohnung im Altbauhaus für kleines Geld. Was mit den Menschen passiert, die sich die extremen Mieten nicht mehr leisten können und eiskalt verdrängt werden, interessiert ebensovienig.

Solch ein egoistisches Verhalten spiegelt meiner Ansicht nach unsere neoliberale und kapitalistische Gesellschaft wieder. Jede*r möchte der*die Coolste und hip sein. Die zugezogenen Trendy-Andys verändern damit ein ganzes Stadtbild und treiben die Mietpreise in die Höhe. Nach einigen Jahren geht ihnen dann die Großstadt auf den Geist und sie ziehen einfach raus aufs Land oder an den Stadtrand. Weil sie es können. Weil sie das Geld dafür haben! Menschen, die schon ewig in diesen Stadtteilen leben, können das aus u.a. finanziellen Gründen nicht. Und dürfen sich weiterhin mit den Alltagsproblemen rumschlagen.

Ich unterstelle den coolen Hipster, Trendy- Andy Leuten, mit ihren ausgefallenen Second-Hand-Klamotten, dass sich die Wenigsten von ihnen vorstellen können, was wirkliche Armut bedeutet! Was es bedeutet, wenn Mensch jeden Cent drei Mal umdrehen muss und Klamotten im Second-Hand-Laden kaufen MUSS, weil Mensch einfach nicht die Kohle hat, woanders einkaufen zu gehen.

Auch der Spruch „Arm aber sexy!“ treibt mich auf die Palme. Damit werden prekäre Lebenslagen in einen schicken, angesagten Lebensstil verwandelt. Die Nöte, Ängste und Sorgen werden in keinsten Weise mitgetragen. Lediglich werden sich die „Rosinen“ raus gepickt wie bspw. die tolle, billige Wohnung, die angesagten Klamotten und/oder der coole Style.

Drogen, Kriminalität, Auseinandersetzungen, Schlägereien... Davon haben die Trendy-Andy Menschen doch gar keine Ahnung! Sie wissen nicht, was es bedeutet, in solch einem Umfeld groß zu werden! Hauptsache, die Trendy-Andys können ihr neues Szenecafe mit veganem Kuchen und Kaffee eröffnen und ein bisschen Szeneleben mitbekommen, etwas Polit-Arbeit betreiben und cool ankommen.

Die Siedlung, in der ich groß geworden bin, war in meiner Kindheit und Jugend verschrien. Jetzt, knapp 20 Jahre später, sieht es anders aus. Immobilienhaie kaufen leerstehende Fabrikhäuser und Plätze auf, um „Sozialwohnungen“ zu bauen.

Die kleine Bäckerei an der Ecke, der kleine Supermarkt, der Hausarzt... Alles weg! Dafür gibt es jetzt ein neues Hotel und einen großen Lidl. Muss ja schließlich für die Anwohner*innen reichen. Die Wohnhäuser werden schick hergerichtet, seitdem die Immobilienhaie mitbekommen haben, dass Mensch aus der Siedlung auch Profit schlagen kann. Die Mieten steigen

Jahr für Jahr und in absehbarer Zeit wird die Siedlung nicht mehr die Alte sein. Menschen, die ihr Leben lang schon dort gelebt haben, werden Stück für Stück verdrängt.

Mit Angst zur Schule zu fahren, weil Mensch mitbekommen hat, dass eine Mitschülerin zu jener Zeit im Bus verprügelt wurde oder ein anderer Mitschüler mit einer Waffe an der Bahnhaltestelle bedroht wurde. Das ist das reale Leben in sozialen Brennpunkten, das ich erlebt habe! Sowie den unglaublichen Zusammenhalt, die Stärken und Solidarität untereinander. Es wurde nicht gefragt, was Mensch macht oder wie er*sie heißt, was er*sie studiert. Die Einfachheit der Menschlichkeit hat gezählt! Not more... Gab es Nöte, egal in welcher Weise, wurde untereinander ausgeholfen. Mit Möbeln, mit Geld, mit Gesprächen usw. Das war echt! Das war authentisch.

Heutzutage habe ich leider oft den Eindruck, dass diese erlebte Solidarität und Authentizität heuchlerisch und alles andere als echt ist.

Ganz egal, ob geheuchelte Solidarität oder Trends-Andy, zugezogene Menschen: eins scheint das Wichtigste zu sein: angesagt sein und bleiben, um sein eigenes Ego aufzupolieren!

LINKE SZENE UND KLASSISMUS

von **_Mimo_**

Vielleicht kennt ihr die Textsammlung „Mit der Faust in der Tasche“ herausgegeben von Gabriel Kuhn!?

Auch ich bin von Klassismus betroffen und in der linken Szene aktiv. Viele der Texte aus der o.g. Sammlung sprechen mir aus der Seele.

Oft stelle ich fest, dass ich mit meinem prekären, nicht-akademischen Hintergrund in der linken Szene an meine Grenzen stoße.

Linke akademische Sprache, bestimmtes Szenen-Verhalten usw. irritieren mich immer wieder aufs Neue. Früher dachte ich, dass ich meinen Hintergrund nur verschweigen und mich an die Szene anpassen müsste, damit beides zusammen einhergehen kann. Mittlerweile bin ich an dem Standpunkt gelangt, dass ich mich nicht mehr wegen meines Hintergrunds verstecken will und mir egal ist, ob Menschen aus der linken Szene mich seltsam finden, wenn ich Begrifflichkeiten nicht verstehe und nachfrage, was diese zu bedeuten haben. Daraus ziehe ich unheimlich viel Kraft für mich und für die Verarbeitung meiner Vergangenheit!

Ich finde es überheblich und arrogant, wenn Menschen aus dem linken Spektrum von Klassenkampf sprechen, selbst aber nie einen führen mussten weil sie selbst immer auf Watte gebettet wurden. Das macht mich unheimlich wütend! Auch die hochgestochene Sprache führt zu einer bewussten Ausgrenzung von Men-

„Don't call it Klassizismus!“

schen, die eben nicht mit akademischen Begriffen groß geworden sind!

Das, was ich gesehen und erlebt habe, können sich nur die wenigsten Menschen aus der linken Szene vorstellen. Und wenn ich dann mal auspacke, werde ich entweder nicht gehört, klein geredet, beschwichtigt und/oder es wird dagegen argumentiert. Besonders solidarisch finde ich das nicht!

Die linke Szene zeigt mir leider immer wieder aufs Neue, dass auch sie im Stande ist, Menschen zu diskriminieren und auszugrenzen. Obwohl genau das Slogans sind, gegen die Links ankämpft! Ziemlich widersprüchlich...

Eine linke Ansicht und Lebensweise zu vertreten, bedeutet für mich, nicht nur von Solidarität, gegen Rassismus, Sexismus, Ausbeutung und Kapitalismus zu sprechen, sondern dies auch aktiv und ehrlich zu leben. Dazu gehört meiner Ansicht nach auch, sich selbst und den eigenen sozialen Background als Linke*r zu hinterfragen und Menschen mit einer anderen sozialen Herkunft eben nicht zu stigmatisieren und auszugrenzen.

Ich wünsche mir, dass wir alle respektvoller, achtsamer und reflektierter miteinander umgehen. Denn erst dann können die wirklichen Probleme wie Rassismus, Sexismus, Rechtsradikalismus und Kapitalismus angegangen und bekämpft werden!



Foto: Minoas Andriotis

ZEIT VERBRECHEN

Eine Medienkritik. Von **Isabell Opperbeck**.

Klassismus wird zwar mittlerweile auch in den Medien als Problem erkannt und sogar als solches benannt, allerdings überwiegen noch immer die Beiträge, die Klassismen reproduzieren. Das passiert nicht nur offen durch Sendungen wie „Hartz und herzlich“¹, sondern auch subtil, wenn die Entblößung sozio-ökonomisch Schwacher nicht im Zentrum steht, aber beispielsweise über die Sprache geschieht. Das zeigt sich bereits am Sendungstitel „Hartz und herzlich“, eine Anspielung auf den Sendungsnamen „Hart aber herzlich“, die völlig unpassend ist: während „hart“ und „herzlich“ widersprüchlich erscheinen mögen, sagt die Tatsache, dass eine Person ALG-II bezieht überhaupt nichts über ihren Charakter aus.

Hier möchte ich näher auf den Podcast „Zeit Verbrechen“ eingehen, den Sabine Rückert zusammen mit ihrem Kollegen Andreas Sentker hostet.

Sabine Rückert ist überall und das hat sie vor allem eben jenem Podcast „Zeit Verbrechen“ zu verdanken, in dem sie von ihrer Arbeit als Gerichtsreporterin erzählt und Fälle aus dem von ihr herausgegebenen „Kriminalmagazin“, das den gleichen Namen wie ihr Podcast trägt, aufarbeitet. Auch ich finde das spannend, komme dabei aber regelmäßig an einen Punkt, an dem ich nicht weiterhören kann.

Das liegt zum einen daran, dass Frau Rückert selbst zwar keine Juristin ist, gerne jedoch Au-

torität und Kompetenz, sowohl der Judikative als auch der Exekutive, in Frage stellt. Es geht vor allem um sie. Damit kann ich leben, weil es Justiz und Exekutive kaum schaden kann und die Kritik im Einzelfall durchaus berechtigt ist – selbst wenn Rückert zur verallgemeinernden „Wenn wir Journalist*innen² nicht wären, würde es drunter und drüber gehen“-Haltung neigt.³

Dass Rückert und Sentker jedem Fall regelmäßig eine Folge widmen, sich jedoch über vier Folgen mit einer falschen Beschuldigung wegen sexualisierter Gewalt beschäftigen, ist allerdings tendenziös und insbesondere wegen Rückerts Popularität und ihrer ihr durch die Position als stellvertretende Chefredakteurin der Die Zeit eingeräumten Relevanz gefährlich.⁴

Worum es hier jedoch gehen soll, ist, dass Rückert ihren Klassismus unverhohlen preisgibt. Der Inhalt ihrer Äußerungen zeugt regelmäßig von Ignoranz und mangelnder Reflektion⁵, auch ihre Sprache ist nicht einfach nur respektlos, sondern klassistisch.⁶

Ein Beispiel

Repräsentativ dafür steht die Folge „Wenn das Schweigen tödlich wird“. In dieser stellt sie den Vergleich an „genauso winzig klein wie diese Eltern waren und die Welt, in der sie lebten und die Wohnung, in der sie lebten, waren auch diese Bilder.“⁷ Das Ehepaar, das im Fokus dieser Geschichte steht, wohnt in einer Stadt in Ostdeutschland. Dazu führt Rückert zuvor aus „Von der Wende auch überschattet, also von der völligen Desorientierung...Es war eine Trabantenstadt, wo Problempersönlichkeiten aufeinander gestapelt worden waren...Da habe ich in einem dieser Hochhäuser dieses Paar gefunden. Die waren ganz klein und verstört. Sie war Kellnerin und er war Heizer“.⁸

In diesen zwei Aussagen, die Rückert innerhalb einer knappen Dreiviertelstunde raushaut, liegt so viel Klassismus, dass es zur Verdeutlichung bereits ausreichen sollte, sie ohne weitere Ausführungen für sich sprechend stehen zu lassen.

Da es jedoch offensichtlich weder ihrem Podcast-Kollegen Sentker oder der Zeit aufgefallen ist, dass Rückerts Aussagen vielleicht gegen ethische Standards verstoßen könnten⁹, möchte ich auf die einzelnen Punkte noch einmal genau eingehen.

a) Das Bild der kleinen Person und kleiner Umstände

Wozu die Körperbeschreibung?

Bereits mit der Erwähnung, dass die Protago-

nist*innen der Geschichte klein sind, wertet Rückert sie ab, macht sie insbesondere durch die Übertreibung „winzig“ kleiner und bezieht das offensichtlich nicht nur auf die Körpergröße, sondern suggeriert auch, dass es sich um „kleine Charaktere“ handle. Die Erwähnung der „kleinen Umstände“ ist abwertend, Rückert erhebt sich als wertende Instanz, die offensichtlich anderes gewohnt ist. „Othering“ nennt man die bewusste sprachliche Abgrenzung von anderen bei gleichzeitiger Aufwertung der eigenen Person. Ohne dass Rückert hier ausdrücklich erwähnen muss, dass sie anders lebt, wird das durch ihre Beschreibung ganz deutlich.

b) Abwertung von Ostdeutschland

Mit der Aussage „Von der Wende auch überschattet, also von der völligen Desorientierung...Es war eine Trabantenstadt, wo Problempersönlichkeiten aufeinander gestapelt worden waren“ suggeriert Rückert, dass alle Ostdeutschen durch die und nach der Wiedervereinigung absolut verloren waren. Auch hier betreibt sie, die gerne betont, dass sie bayrisches Pfarrerkind ist, Othering. Außerdem findet eine Viktimisierung ganzer Bundesländer statt.

c) Aufeinander gestapelte Problempersönlichkeiten

Entschuldigung, wie bitte? Was waren die Menschen? ➤

Der Beschreibung der „aufeinandergestapelten Problempersönlichkeiten“ ist respektlos und macht die Betroffenen passiv, sie „werden“ aufeinandergestapelt.

Und was sind eigentlich „Problempersönlichkeiten“?

d) „Da habe ich sie gefunden“

Auch hier werden die Protagonist*innen objektiviert. Es hört sich fast an, als hätten sie sich vor Rückert versteckt, die ihnen dann aber doch überlegen war und es geschafft hat, sie ausfindig zu machen.

e) Nennung der Berufe nach der absoluten Abwertung und Zuweisung der hilflosen Opferposition

Die Erwähnung der Berufe erfolgt im Zusammenhang mit der erneuten Körperbeschreibung und der unqualifizierten Bewertung der Protagonist*innen als „verstört“¹⁰. Sie soll daher lediglich dem Nachweis dienen, dass beide „im Übrigen auch keine erwähnenswerte berufliche Qualifikation“ aufweisen können, sich ihre Berufe quasi ins bereits gezeichnete Bild der hilflosen Opfer einfügen.

Fazit

Es handelt sich bei dieser Stelle lediglich um ein Beispiel zur Veranschaulichung der im Podcast verwendeten diskriminierenden Sprache, die nicht bei Klassismus anfängt oder endet.

Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang beispielsweise noch, dass Rückert insbesondere das Wort „Penner“ äußerst oft benutzt. So spricht sie beispielsweise in einer Folge von „Penner[In], die besoffen im Schnee liegen“¹¹.

Man muss sich nicht ausführlich mit dem Thema Klassismus beschäftigen haben, um zu wissen, dass es diskriminierend, abwertend und beleidigend ist, eine Person, die sich offensichtlich in einer Notlage befindet, so zu bezeichnen.

Institutionelle Diskriminierung funktioniert vor allem durch Distanzierung. Einem hohen sozialen Statuts werden positive Werte zugeschrieben, einem geringen sozialen Status negative. Was Sabine Rückert betreibt ist eine Multiplikation von negativen Konnotationen.

Die verbale Abwertung von Personen in prekärer Lage legitimiert gefühlt die tatsächliche Abwertung.

Höre ich mich in meinem Freund*innenkreis um, ist meine Haltung zu „Zeit Verbrechen“ keineswegs individuell. Schneide ich das Thema an, kommt regelmäßig „Ach ja, klar, Sabine Rückert geht gar nicht klar“. Ein wenig verwundert es

mich daher schon, dass entsprechende Reaktionen in den Medien bislang ausbleiben.

2020 noch haben beide den Deutschen Podcast Preis in der Kategorie „Beste journalistische Leistung“ gewonnen. Es ist bedauerlich, dass die vierte Gewalt offensichtlich noch nicht begriffen hat, dass diskriminierende Sprache selbst Diskriminierung ist¹² oder, schlimmer noch, diese Diskriminierung unter dem Deckmantel des Kampfes gegen Zensur legitimiert.

¹Ein Format, in dem Menschen in sozialen Brennpunkten begleitet werden.

²Rückert gendert natürlich nicht freiwillig und mit Selbstverständlichkeit (S. Rückert/A. Sentker, Der Tag, an dem Maike verschwand, 22.09.2020, Min.: 01:20, www.zeit.de/gesellschaft/2020-09/vermissenfall-maike-thiel-freie-beweisfuehrung-berlin-mord-kriminalpodcast). Ich empfehle außerdem, auf keinen Fall „Die Zeit gendern“ zu googlen.

³Das wird auch dadurch verstärkt, dass Sentker Rückert des Öfteren juristische Begriffe erklären lässt und damit eine nicht vorhandene Fachkompetenz ihrerseits suggeriert.

⁴Der erste Teil ist abrufbar unter www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2019-01/fehlurteil-vergewaltigung-unschuld-gefangnis-kriminalpodcast.

⁵Das nicht nur in Bezug auf diskriminierende Ismen, sondern auch in Bezug auf den Umgang mit Tierforschung. Victoria van Violence kritisiert nicht nur den die Folge 58, sondern erklärt auch reflektiert, wie so selbst ein subjektives Medium wie ein Podcast Themen nur mit einer gewissen Differenzierung behandeln sollte, siehe dazu: www.victoriavanviolence.com/?p=10000295.

⁶Und im Übrigen sexistisch und rassistisch, mehr dazu hat Fabienne Sand hier geschrieben: F. Sand, Unbequeme Wahrheiten: Ist „Zeit Verbrechen“ noch zu retten?, in: thisisjanewayne.com/news/2020/09/23/unbequeme-wahrheiten-ist-zeit-verbrechen-noch-zu-retten/.

⁷S. Rückert/A. Sentker, Wenn das Schweigen tödlich wird, 09.10.2018,

Min.: 45:53, www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2018-10/eskalation-doppelte-leben-heimliche-schwangerschaft-verbrechen-podcast.

⁸Rückert/Sentker, Schweigen (Fn. 7), Min.: 40:50.

⁹Pressekodex Ziffer 9 „Es widerspricht journalistischer Ethik, mit unangemessenen Darstellungen in Wort und Bild Menschen in ihrer Ehre zu verletzen.“, www.presserat.de/pressekodex.html.

¹⁰Auch über psychische Krankheiten wird undifferenziert berichtet, auch dazu Sand, Wahrheit (Fn. 6).

¹¹S. Rückert/A. Sentker, 110-Bei Anruf Tod, 14.08.2018, Min.:21:50, www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2018-08/polizei-gewalt-sam-verbrechen-kriminalpodcast.

¹²Wie der Sprachpsychologe Mark Galliker und der Germanist Franc Wagner es formulieren „Eine sprachliche Diskriminierung ist eine soziale Diskriminierung, die sich verbal manifestiert“ (M. Galliker/F. Wagner, Ein Kategoriensystem zur Wahrnehmung und Kodierung sprachlicher Diskriminierung, in: *Journal für Psychologie* 3/1995, 33, 34).



Foto: Minoas Andriotis

Isabell Opperbeck hat Jura studiert und in verschiedenen Strafvollzugsanstalten und forensischen Psychiatrien Praktika gemacht und hospitiert. Isabell lebt in Dresden und arbeitet an einer rechtssoziologischen Doktorarbeit.

FAKE IST NICHT GLEICH fake

Anfang des Jahres 2020 fand ein Seminar zum Thema „Soziale Herkunft und Diskriminierung“ von der Universität zu Köln statt.

Zum Seminarende hin berichteten Laura und Marian (zwei der Seminarteilnehmer*innen und Studenten*innen an der Uni Köln) von ihrer Idee, ein autonomes Referat für antiklassistisches Empowerment neu gründen zu wollen. Jede*r könne sich anschließen, vorausgesetzt Mensch kam aus einem nicht-akademischen Elternhaus.

Gesagt, getan! Janina, Inpayogi und ich (Nathalie) schlossen uns den Beiden an. Das erste gemeinsame Treffen nach dem Seminar fand in einem Café statt. Dabei wurde schon fleißig überlegt, welcher Name das Referat tragen könne und wir stimmten für fakE ab.

fakE steht für das autonome Referat für antiklassistisches Empowerment an der Universität zu Köln.

In kürzester Zeit haben wir als fakE-Aktivist*innen eine Menge erreicht. Neben einem Online-Vortrag mit dem Soziologen, antiklassistischen Aktivisten und Mitbegründer des fikuS-Referats an der Uni Münster Andreas Kemper, einem Online-Interview mit dem Filmkritiker Wolfgang M. Schmitt, Mitwirkungen auf Demos, werden auch in nächster Zeit Veranstaltungen wie bsp. mit Christian Baron stattfinden. Außerdem wird es zum WS 20/21 eine Ringvorlesung zum Thema „Die (un)sichtbare Klasse“ geben.

Wir haben uns als fakE Referat mit der antiklassistischen Gruppe aus Berlin (kikk) sowie weiteren antiklassistischen Referaten aus Münster (fikuS) und Marburg (SoFiKuS), dem Institut für Klassismusforschung und der antiklassistischen Zeitschrift Dishwasher – Magazin von und für Arbeiter*innen|kinder zusammen getan und die Kampagne #hartzfacts von dem Paritätischen Wohlfahrtsverband & Sanktionsfrei e.V. als Antiklassistische Assoziation mit einer Pressemitteilung öffentlich unterstützt.

Unser Ziel ist es, von Klassismus betroffene Studierende zu empowern und die Stigmatisierung und Diskriminierung von betroffenen Studierenden, die aus einem nicht akademischen Elternhaus kommen, abzubauen und Selbstselektion von Studierenden

mit nicht-akademischer Herkunft vorzubeugen. Unter Selbstselektion verstehen wir, die eigene Ausgrenzung einer betroffenen Person, die sich im bsp. im Rückzug äußern kann.

Mit Aufklärungs- und Sensibilisierungsarbeit ist ein weiteres Ziel unseres Referats das Erreichen einer klassenlosen Gesellschaft, indem das Bildungssystem klassen- und diskriminierungsfrei agiert!



Unser fakE Stammtisch findet **jeden 3. Donnerstag des Monats** statt. Mitmachen kann jede*r, der*die will und von Klassismus betroffen ist.

Wir sind bei Facebook und haben eine fakE-Webseite erstellt, auf der u.a. die Links zu dem o.g. Interviews aufgeführt werden.

Schaut gerne mal rein. :)

Solidarische Grüße, fakE

fakE (autonomes Referat für antiklassistisches Empowerment/Universität zu Köln)

Webseite: arfake-koeln.de

E-Mail Adresse: kontakt@arfake-koeln.de



NEUIGKEITEN ÜBER EVA

von **Alexander Graeff**. Für S.

Eigentlich gibt es keine Trennung. Deine Wut ist meine Wut. Deine Diagnose ist meine Diagnose. Und doch wurden wir getrennt.

Du stehst morgens auf, schaffst dich in die Einrichtung, erstmal Frühstück vor der Ergotherapie. Essen ist hier das Allerwichtigste, es soll den Tag strukturieren. Weißmehlbrötchen und Marmelade in Portionsschalen zu je 25 Gramm: Schwarzkirsch-Konfitüre extra, Waldfrucht-Konfitüre extra, Quittengelee extra, Himbeergelee extra. Sie machen extra für uns Frühstück, deshalb heißt die Marmelade so.

Der Vormittag ist rasch vergangen, dann gibt es Mittagessen – für viele der Höhepunkt des Tages. Wir sitzen uns an langen grauen Tischen gegenüber und warten auf Salzkartoffeln, die es zu allen Gerichten gibt. Zu Kasslerschweinbraten mit Rahmporree, zu Leberkäs' mit Spiegelei, zu Grünkohleintopf mit Mettwurst, zu Schweinehackbraten und Rahmmöhren, zu Seelachsfilet mit Remouladensauce, zu Bohnensuppe mit Schinkenwursteinlage, zu Krustenbraten in Zwiebelsoße, zu Vanillepudding mit Schattenmorellen.

Nach dem Mittagessen wartet eine Einheit Progressive Muskelentspannung auf uns. Wir schlafen kurz ein, dann Kaffeepause vor dem Automaten und ein Gespräch übers Essen.

Was es wohl morgen zu essen gibt? Dann dürfen wir nach Hause.

Heute wurde die Tagesstruktur gestört. Wir bekamen einen Neuzugang. Eine scheue Person mit durchsichtiger Haut. Ich sehe ihre Adern. Anna. Sie ist neunzehn und sagt kaum was. Sie hält beim Essen die Gabel wie einen Faustkeil und ihr rosafarbener Daumennagel ist so groß wie Jochens abgekauter Nagel des kleinen Fingers.

Unsere Gruppe besteht jetzt aus fünf Personen. Sie ist zwar immer noch die kleinste der ganzen Einrichtung, aber die mit den besten Leuten. Unser Maskottchen ist ein Faultier. Wir sind die Faultier-Gruppe. Die anderen können ruhig Löwen sein oder Adler oder Pfeilgiftfrösche. Wir sind Faultiere. Und wir halten zusammen. Das muss Anna gleich gespürt haben.

Eva hat heute zum ersten Mal mit dem Faultier gekuschelt. Das ist ein Fortschritt für Eva, denn gerne teilt sie ihrer Umgebung mit, dass es ihr am liebsten sei, wir würden alle auf der Stelle aufhören zu atmen. Eva hasst Menschen. Und obwohl wir ja auch alle Menschen sind, gehört sie in unsere Gruppe.

Wenn Eva mit dem Faultier kuschelt, ist das ein Zeichen für ihre wachsende Fähigkeit, Zuneigung zu zeigen, sagt Frau Dr. Preim. Vielleicht könne sie so lernen irgendwann auch mit Menschen zu kuscheln.

Ich mag Eva. Sie hat karottenfarbenes Haar und kennt den Begriff Feminismus. Außerdem ist sie

an den Füßen und im Nacken mit Aleister Crowley-Symbolen tätowiert.

Aleister Crowley kenne ich aus meiner Jugend. Meine Berufsschulfreunde Felix und Vesper waren fasziniert von Crowleys Magick. In Crowleys Schriften geht es um die Fähigkeit, willentlich nach eigenem Ermessen die Realität zu verändern. Man muss nur seinen Willen entsprechend ausbilden. Felix und Vesper lasen alles von Crowley und versuchten auch mich zu einem Anhänger der Magick zu machen. Statt an Berufsschule und Arbeit zu denken, dachten sich die beiden magische Rituale aus, wanderten zu abgelegenen Steinbrüchen und trainierten ihren Willen. Wandern galt übrigens in unserer Klasse als das Absonderlichste, das wir kannten. Alle machten wir nämlich mit achtzehn sofort den Führerschein. Freiwillig zu Fuß gehen, das taten nur Penner, Zurückgebliebene oder stark Betrunkene. Wer kein Auto fuhr, war kein Mann, sondern Sonderling. Wer statt der Arbeit nur Flausen im Kopf hatte, war auch Sonderling. Wer dann auch noch Magick betrieb, war dreifacher Sonderling. Ich konnte mich mit Crowleys Ideen nicht wirklich anfreunden; Auto fuhr ich nie, und um die Arbeit eines angehenden Einzelhandelskaufmanns riss ich mich auch nicht. Ich war kein dreifacher, aber doppelter Sonderling.

Dann gibt es noch Jochen. Jochen läuft immer barfuß, obwohl er mit Nachnamen Schuster heißt. Er hat ein Problem mit seiner Wut, weil

er als Kind von seinem Vater misshandelt wurde. Jochen erzählt immer, dass seine Mutter Bescheid gewusst habe über das, was ihm der Vater angetan hat. Das macht ihn dann noch wütender. Frau Dr. Preim fragt ihn jedes Mal, was ihn so sicher mache. Er wisse es nicht, antwortet Jochen, er ahne es nur, weil er seine Mutter kenne. Was kann man denn schon wissen?

Wenn Jochen einmal nicht wütend ist, macht er Geschäfte mit Markus, der auch in unsere Gruppe gehört. Markus ist der älteste, ein lebenswürdiger Prolet. Er verhält sich so, wie es Anfang der Neunziger cool war, sich zu verhalten. Er mag Autos, Uhren, Turnschuhe, große Gesten, trägt einen Oberlippenbart und spricht breiten Dialekt. Wenn er mit Jochen Geschäfte macht, geht es meistens um Uhren oder Turnschuhe, die Jochen von wer weiß woher bekommt und Markus zu Freundschaftspreisen weiterverkauft.

Evas Mutter hat Hochdeutsch gesprochen. Im Alter von zweiundvierzig Jahren ist sie in eine Erntemaschine geraten. Sie starb wenig später an den Verletzungen. Das mit dem Hochdeutsch macht Eva stolz. Weniger glücklich ist sie über den Beruf ihres Vaters. Der ist nämlich Bauer und ein sehr gläubiger Mensch. Eva nennt ihn Prophet. Ihre Mutter war Atheistin und erzog die Tochter eher religionskritisch. Das missfiel zwar dem Vater, der nicht viel von der Welt gesehen hatte außer dem Dorf und der Gemeinde, doch Erziehung war halt Frauensache. Evas Va-



Foto: Minoas Andriotis

ter hatte den Hof von seinen Eltern geerbt. Ihre Mutter konnte nie wirklich etwas anfangen mit Dorfgemeinde und Christentum.

Es gibt diese Trennung, weil wir getrennt wurden. Von den Vätern, den Ausbildern, den großen Männern, die mit wenigen Worten und Zeigefingern die Welt als Arbeit, als Geschäft definierten; Aufgaben stellten, die es zu erledigen gilt; Projekte entwarfen, deren Manager wir sein sollten.

Man könnte denken, die Welt sei völlig ohne Mütter. Nur Väter – und Salzkartoffeln. Mütter sind doch auch nur Projekte der Männer oder Probleme, die es zu lösen gilt. Das viele Blut und der Schleim. Söhne zu haben, ist ihnen wichtig. Wenn doch nur der ganze Schleim nicht wäre, der Kuchen und der Boden und das Herzklopfen der kleinen Geschöpfe, von denen sie träumen, ihre Schöpfer zu sein.

Seit Markus Anna, Eva und dem, der mir am nächsten ist, beim Malen zugeschaut hat, will er immer über Kunst sprechen. Er hat die Malerei für sich entdeckt. Gerade arbeitet er an einem Triptychon – den Begriff hat er von mir gelernt. Er malt einen gelben Porsche Carrera vor, während und nach einem Frontalaufprall an einer Betonwand. Markus beteuert immer, dass er diese Wand gut kenne.

Die Kunst will ja den Moment festhalten. Warum das so sei, fragt mich Markus. Weil sie dabei hilft, Zustände zu konservieren. Sie will jede

Gegenwart vor der Schablone des festgefrorenen Moments bewerten. Damit fördert sie auch nur die Angst, etwas aus dem Augenblick heraus zu beurteilen. Kunst ist wie Moral oder Geschichtswissenschaft: regressiv. Frau Dr. Preim sagt, dass ich das Wort regressiv in dem Zusammenhang nicht gebrauchen könne. Aha.

Auch Anna mag das Malen, Kunst interessiert sie nicht. Die Pinsel und Stifte sind genauso dünn wie ihre Finger. Wenn ich die Bilder sehe, die sie malt, wird mein Herz schwer. Neulich malte sie Scham.

Der, der mir am nächsten ist, oder der, dem ich am nächsten bin, scheint sehr klug zu sein, belesen. Jochen und Markus fragen mich immer, wenn sie mal wieder einen der Fachbegriffe, die er verwendet, nicht verstehen. Mittlerweile fragt mich sogar unsere Ergotherapeutin nach der Bedeutung von Fachbegriffen. Eva nannte mich Google.

Neulich beim Mittagessen habe ich bemerkt, dass ich gar nichts greifen kann. Das war mir bisher noch nicht aufgefallen. Es fällt mir schwer, das zu erklären. So viele Mittagessen und Frühstücke habe ich bereits gegessen, zentnerweise Salzkartoffeln, aber noch nie habe ich bemerkt, dass ich weder Gabel noch Becher, noch Serviette greifen kann. Nachdem ich mich ihm anvertraut hatte, meinte Markus, dass er das Problem gut kenne. Ich habe keine Finger, ich habe keine Hände, ich habe keinen Körper. Und

doch sehe ich wie der, der mir am nächsten ist, da sitzt und isst. Ich sehe, wie Eva ihre Kartoffelpfannkuchen mit Apfelmus isst. Wie Jochen seinen Schweinehackbraten mit Rahmmöhren isst. Wie Anna und Markus ihre Seelachsfilets mit Remouladensauce essen. Wie ich meinen gemischten Salat mit Putenfleisch esse. Wie wir unsere Salzkartoffeln essen.

Eigentlich gibt es keine Trennung.

Ich habe mich heute getraut in der Gruppentherapie über mein Unbehagen in der Kultur zu sprechen. Eva hat mich sofort verstanden. Kultur ist alles. Alles ist Kultur. Frau Dr. Preim konnte das nicht nachvollziehen. Dabei müsste sie doch Freuds Buch gelesen haben. Ich denke, sie denkt, es sei eine Wahnvorstellung. Sie fühlt sich offenbar pudelwohl in dieser Kultur.

Eva, die die uns umgebende Kultur feindlich nannte, freute sich sehr aufs Wochenende. Sie sagte, sie wolle sich eine Burg aus Kissen bauen, Proviant besorgen und sich darin das ganze Wochenende verschanzen. Gegen die Kultur. Jochen fragte, was sie mit Proviant meine. Eva zählte auf: Eine Tüte Gummibärchen (Goldbären oder Weingummis), eine Toblerone-Stange, drei gekochte Eier, Fruchtee in einer Thermoskanne, eine Tüte Kürbiskerne, einen Salzstreuer gegen dämonische Belagerungen und eine Taschenlampe. Wir lauschten gebannt ihrer Liste.

Frau Dr. Preim fragte, was wir denn immerzu mit Kultur meinen würden. Der, der mir am nächsten ist, holte aus. Es geht ja längst nicht mehr um Seife, mit Messer und Gabel zu essen oder um den Besuch der Oper. Sie haben auch Medikamente entwickelt gegen die Abweichungen, gegen die Frisuren, die Tätowierungen, das Zähneknirschen und das Nägelkauen. Gegen unsere Wünsche und unser Begehren. Gegen die Nervosität, gegen unsere Freundinnen, die Ehefrauen werden sollen, gegen die Bücher, die wir verlangen, nicht bekommen. Gegen die Ideen, gegen unsere Träume und gegen das Erinnern – gegen das Zusammensein. Daraufhin beendete Frau Dr. Preim die Sitzung, bevor sie noch eifrig einige Notizen machte.

Ich würde Eva gerne außerhalb der Gruppe treffen. Ich kann das Training nicht ablegen: Eva könnte meine Freundin werden. Das wäre eine Neuigkeit. Eva kann endlich unter Menschen sein ohne jemandem den Tod zu wünschen. Sie hält es aus. Schöner Traum. Ich träume sie und mich ins Omphalos, in diese gemütliche Eckkneipe, wo das Bitburger nur zwei Euro kostet. Mein Nabel der Welt. Ich träume kein Date, es wäre ein Abend zu dritt. Der, der mir am nächsten ist, Eva und ich. Eva würde mich über den Namen meiner Lieblingskneipe aufklären, oder der, dem ich am nächsten bin. Beide kennen ja gleich viele Fachbegriffe. Der Penis der Welt. Eva würde kichern, was sie definitiv nur in meinem Traum tut. Penis ist alles. Alles ist Penis.

Am Ende des Abends wäre ich so betrunken, dass mich Eva nach Hause bringen müsste. Ich könnte weder allein laufen noch etwas Sinnvolles sagen. Ich würde mit leeren Bierflaschen um mich werfen und unterwegs meine Hose verlieren. Aber für einen Abend wären die Stimmen still. Nur das Rauschen des Biers und des Jägermeisters in meinem Kopf, nur ich – und Eva.

Am nächsten Morgen ist er wieder da. Der, der mir am nächsten ist. Ich bin diese Stimme. Seine Stimme. Er ist mir tatsächlich am nächsten. Und ich ihm. Oft habe ich den Eindruck, wir teilen uns die Gedanken, all das Wissen, nicht nur die Stimme. Er steht da, wo ich stehe, sein Blick ist derselbe wie meiner. Ich merke aber, ich bin doch nur eine dieser Stimmen. Am Ende des Tages, am Ende der Therapie bin ich Jochens Stimme, Markus' Stimme, Annas Stimme, Evas Stimme. Stimmen, die sich sammeln in einem menschlichen Kopf wie Wartende in einer Bahnhofshalle. Nicht immer reden alle durcheinander, manchmal aber doch, und immer riecht es nach Glutamat. Der Zug kommt nie.

Wir wissen jetzt auch, warum Anna hier ist. Im Alter von zwölf Jahren hat ein Hund zu ihr gesprochen. Der Rauhaardackel ihrer Nachbarin. Während das Tier einen Pansen vertilgte, warnte es Anna vor Ansteckung. Sie dürfe sich nicht anstecken lassen von einem bestimmten Virus, der diesen Planeten befallen habe. Seither gingen ihr die Worte des Dackels nicht mehr aus dem Kopf und sie begann, sich große Sorgen zu

machen, krank zu werden. Alles wirkte auf einmal viel größer auf sie, während sich die Entfernungen zwischen Orten und Personen verlängerten. Über sieben Jahre lang dauert nun ihre Odyssee durch psychiatrische Einrichtungen an. Sie zweifelt am Erfolg der Medizin und wollte die Sitzung abbrechen, zu der sie Frau Dr. Preim überredet hatte.

Eigentlich gibt es keine Trennung.

Gemeinsam sind wir dem Schleim entstiegen. Wir haben dasselbe Blut vergossen durch das Schneiden und das Kratzen als die Medikamente nicht mehr wirkten. Warum die Sitzung also beenden? Ihre Angebote sind Pseudolösungen, mehr Verdrängung als Durchdringung. Die Kultur. Der Virus. Die Väter. Sie belegten uns mit Verboten. Keine Denkverbote, wir waren sogenannte Männer, denken durften wir alles Mögliche. Es waren Seinsverbote, mit denen sie uns belegten, denn sein durften wir nur Männer, nur Manager, nur Arbeiter in dieser Welt.

Dem, der mir am nächsten ist, will ich sagen: Du bist geblieben, ich musste fliehen. Wo war die Grenze? Wann erfolgte die Trennung? Ich kann mich nicht erinnern. So unendlich viele Räume liegen zwischen uns, dabei fühle ich mich nicht getrennt von dir.

Und doch wurden wir getrennt. ●



Foto: Minoas Andriotis

Alexander Graeff, Schriftsteller und Philosoph; arbeitet auch als Kurator, Literaturvermittler und Dozent. Er ist Leiter des Programmbereichs Literatur im Kunst- und Kulturzentrum Brotfabrik in Berlin-Weißensee sowie Initiator der Lesereihe »Schreiben gegen die Norm(en)?«. Er lebt in Berlin und Greifswald.

DIE GEBALLTE FAUST AUS DER TASCHE HOLEN

Klassismus innerhalb der deutschen Linken. Ein Erfahrungsbericht von Arslan Tschulanov.

Dieser Beitrag speist sich aus 10 Jahren persönlicher Erfahrung innerhalb der linken Bewegung. Vorab ist wichtig zu erwähnen, dass es keine homogene deutsche Linke gibt und Mensch sich vor Generalisierungen im Zusammenhang von politischen Analysen hüten sollte. Mein Bericht beleuchtet daher unterschiedliche linke Strukturen. Darunter fallen die autonome Szene (Antifa und Hausbesetzer*innenszene), Hausprojekte und Parteistrukturen.

Der Titel meines Berichts lehnt sich an am Buch „En knuten näve i fickan“ (Mit geballter Faust in der Tasche)¹, das Klassenkonflikte in der schwedischen Linken um die 80er, 90er Jahre herum behandelt. Mein Text thematisiert den Klassismus innerhalb der Linken. Klassismus meint die Abwertung und Exklusion von Menschen aufgrund der sozialen Herkunft, also regelmäßig solche mit Nichtakademikerhintergrund. Nach meinen Recherchen existiert im deutschsprachigen Raum so gut wie keine Literatur über den Klassismus innerhalb der deutschen Linken. Einen kontroversen Diskurs in der Linken zu entfachen, empfinde ich allerdings als einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung der Bewegung.

Für das bessere Verständnis meiner Sichtweise und der Hintergründe wähle ich wie Didier Erigon und Eduard Louis die biografische Ebene². Mir ist bewusst, dass alles hier Geschriebene aus meiner subjektiven Erfahrung heraus dargestellt und daher streitbar ist. Gleichzeitig ist

es auch nicht meine Intention, die ohnehin ideologisch zerstrittene Linke noch weiter zu spalten. Stattdessen soll hiermit ein Beitrag zur Aufdeckung und Reflexion des versteckten linken Sexismus, Rassismus und Klassismus geleistet werden. Denn gerade die Linke proklamiert, die Arbeiter*innenklasse zu vertreten und für ihre Rechte zu kämpfen. Aber wie authentisch und erfolgreich können die Arbeiter*innenklasse, Arbeits- und Wohnungslose, entrechtete und diskriminierte Minderheiten vertreten werden, wenn diejenigen, die sie vertreten und für sie kämpfen, aus weißen deutschen, meist männlichen Akademikern bestehen? Ist dies nicht ein unüberwindbarer Widerspruch?

Natürlich könnte Mensch damit argumentieren, dass es eine linke, revolutionäre Avantgarde geben muss und diese sich oft aus den privilegierten Klassen speist, wie Großbürg*innenkinder Lenin, Trotzki, Marx oder Ernesto Guevara, um nur einige zu nennen. Diese revolutionären Fürsprecher der Arbeiter*innenklasse haben in Zeiten gelebt, in denen es Sklaven und Leibeigene gab, und die ausgebeuteten Klassen zum Großteil Analphabeten waren. Heute ist dieses Argument, das es von der Ungleichheit und Minderwertigkeit der Arbeiter*innenklasse ausgeht, die es zu bevormunden gilt, Klassismus pur.

Meine Geschichte ist eine, die von Ausschluss und von Scham geprägt ist. Diese Geschichte der Scham fing Anfang der 90er in einer Klein-

stadt nahe Münster an. Nachdem meine Familie der zerfallenden Gesellschaft der damaligen Sowjetrepublik Kasachstan entflohen war, starteten wir unser neues Leben im Asylheim in einer deutschen Kleinstadt ländlicher Prägung, in der sich gerade die Textilindustrie im Niedergang befand. Zwar bekamen wir aufgrund unserer deutschen Volkszugehörigkeit, als sogenannte Spätaussiedler schnell die Staatsbürgerschaft und eine Arbeitserlaubnis, aber wir kamen in der deutschen Mehrheitsgesellschaft nicht wirklich an. Bereits am Anfang wurde uns von etlichen Seiten klargemacht, dass Ausländer nicht willkommen seien. Hier waren wir die Russen und die Ausbildung, sowie das Studium meiner Mutter wurden vom Sachbearbeiter nicht anerkannt. Seine Begründung: Er habe seinen Opa in Stalingrad verloren und wir seien dafür verantwortlich. Verkehrte Welt. Denn in der Sowjetunion waren wir Deutsche und massenweise als Kollaborateure des Faschismus zu Zwangsarbeit im Gulag verurteilt. Meine Mutter ist in Kasachstan geboren und aufgewachsen, war nie in Russland, übernahm aber später unterbewusst die Fremdzuschreibung, eine Russin zu sein.

Ich schämte mich aus einer armen Familie zu kommen, in der kein Vater da war. Ich schämte mich, dass meine Familie mit starkem Akzent Deutsch sprach und dafür, dass ich auf die Sonderschule gehen musste, wo auch alle meine Cousins waren. Sippenhaft?



Häufig log ich, um meinen familiären Hintergrund zu verschleiern. Meine einzigen deutschen Freund*innen waren Sprösslinge aus der Arbeiter*innenklasse. Die Türen der bürgerlichen Häuser blieben für mich lange Zeit hermetisch verschlossen. Über die Hauptschule kam ich auf ein Gymnasium in einem sogenannten Problembezirk Münsters. Denn das Gymnasium in unserer Kleinstadt nahm aus Prinzip keine Schüler*innen von Hauptschulen auf. Schon in

der fünften Schulklasse fiel mir diese Ungleichheit im Schulsystem auf. Die Klassen setzten sich überwiegend aus weißen deutschen Kindern privilegierter Elternhäuser zusammen, obwohl dieser Stadtteil für westfälische Verhältnisse viele Menschen mit Migrationshintergrund beherbergte. Bis zum Abitur fand ich mich immer in einer Außenseiterrolle wieder und konnte nie die Werte und den Humor meiner Mitschüler*innen nachvollziehen. Oft wurde ich ausgelacht, weil wir uns nur KiK- und Ernstings-Family-Klamotten leisten konnten. Aus meiner heutigen Sicht kann ich nur schmunzeln, wenn ich linke Akademiker*innenkindern sehe, die bewusst eine fiktive Ästhetik der Armen übernehmen, indem sie Second Hand und Hip-Hop Kleidung tragen, um broke zu wirken. Ein gefährliches Klassenspiel, weil niemand, der arm ist, sich freiwillig arm kleidet.

Das Schul- und Gesellschaftssystem war für mich immer eines, das ich ablehnte und ändern wollte. Damit schien ich aber in meiner Schule komplett allein dazustehen. Im Gegenteil dazu schienen alle anderen die Konkurrenz-, Benotungs- und Vergleichsmechanismen zu befürworten und sie reproduzierten sie auch außerhalb des Klassenzimmers.

Politik spielte in meinem Leben erst spät eine Rolle. Meine aus der Sowjetunion eingewanderte Familie pflegte das Credo: "Die da oben machen ja eh, was die wollen" und meine Oma wählte immer Papa Kohl, der uns ja nach

Deutschland gebracht hatte. Sie ließ sich auch nicht von ihrer Stammwahl abhalten, als Kohl längst über seine Schmiergeld-Affäre gestolpert war. Für den Großteil meiner Familie war alles, was links war oder mit Sozialismus und Marxismus zu tun hatte, entweder "Faschismus" oder "würde ja nicht funktionieren" – das hatten sie ja alles bereits in der Sowjetunion gesehen.

In der zwölften Klasse entschied ich, in die Grüne Jugend einzutreten. Dort wurde mir schnell unterschwellig zu verstehen gegeben, dass jemand, der einen Nichtakademiker- und Migrationshintergrund hat, nicht wirklich ins grüne Akademiker-Wohlfühlaroma passte. Sie waren schockiert, dass ich Fußball mochte und gerne bei Burger King aß. Auch Wörter wie "Schwuchtel", "behindert" oder "Missgeburt" befanden sich in meinem Sprachgebrauch – was in meinem Freundeskreis völlig normal war. Niemand machte sich die Mühe, mir die Wichtigkeit von politisch korrekter Sprache und nachhaltiger Ernährungsweise zu erklären. In diesem Zusammenschluss von politisch korrekten und öko-hip-gekleideten Menschen wirkte ich wieder wie ein Fremdkörper. Ich verstand ihren feinen Humor nicht, wir hatten keine Überschneidungspunkte – zumindest taten sie so. Diese überhebliche Ignoranz führte dazu, dass ich nur lauter und aggressiver wurde – eine Rolle, in die ich hineingedrängt wurde. Dabei lagen unsere umweltpolitischen Vorstellungen gar nicht so weit auseinander, jedoch schien etwas anderes, Unüberbrückbares zwischen uns zu stehen.

Ich hatte mich, ohne es zu wissen, in ein akademisch-bürgerliches Milieu begeben, in dem ein ganz anderer Habitus³ herrschte und ich direkt durch meine Klassenherkunft auffiel. In diesem sozialen Feld waren Körperhaltung, Aussprache, Wortwahl, Kleidungs- und Konsumstil unsichtbare, jedoch ausschlaggebende Erkennungsmerkmale, sich unter Seinesgleichen erkennbar zu machen. Direkt fiel ich durch das soziale Raster der Bürgerlichkeit und erst später wurde mir bewusst, was hier überhaupt passiert war – durch die Theorien Pierre Bourdieus⁴ und Gesprächen mit Vertreter*innen für studierende Arbeiter*innenkinder der Uni Münster. Doch ohne dieses Wissen, dieser Selbstreflexion, zweifelte ich wieder an mir und wollte der Politik und dem Aktivismus den Rücken kehren. Als ich dann eines Tages noch kritische Fragen zum Afghanistankrieg stellte, der von der grünen Regierungsbeteiligung mitgetragen wurde, war meine Zeit bei den Grünen nach einem frustrierenden Jahr beendet. Wie so oft in meinem Leben wollten die gesellschaftlichen Strukturen fertige Produkte, also Menschen, die genau ins Bild passen. Passt du nicht, selber schuld. Hättest ja anders sein können!

Damals hätte ich nie von mir behauptet, ich sei Migrant und aus der Arbeiter*innenklasse. Ich wollte dazugehören und mich auch von meiner in Armut und Arbeiter*innenklassenkultur gefangenen Familie und dem alten Freundeskreis abgrenzen. Erst Jahre später merkte ich, wie die Stereotypen, die millionenfach durch

Fließbandprodukte der Kulturindustrie, durch Kino, TV und Populärmusik in mein Bewusstsein eingesickert und zu einem Teil von mir geworden waren. Ich verinnerlichte, ohne es zu merken, selbst klassistische Denkmuster, die mir suggerierten, mein Arbeiter- und Migrantenhintergrund sei ein Makel, den es zu kaschieren und auszumerzen galt. Erst durch jahrelange politische Erfahrung konnte ich diese Ansichten aus meinem Selbstverständnis und Selbstbild streichen.

Mit Freund*innen aus der Schulzeit, alles Arbeiter*innenkinder, gründeten wir die Linksjugend Münster, die Jugendorganisation der Partei Die Linke. Die Partei sog mich sofort auf und ich fühlte mich willkommen und wertgeschätzt. Auch mit der Ausrichtung auf Klassenkampf und gegen soziale Ungerechtigkeit konnte ich mich voll und ganz identifizieren. Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich angekommen, vernetzte mich mit vielen interessanten Menschen, plante Aktionen, ging auf Demos und hatte tolle Nächte, ganz ohne mich für meine soziale Herkunft schämen zu müssen. Einige Genoss*innen halfen mir mit der Studienwahl und der Einschreibung für ein Lehramtsstudium an der Universität, wo sich mir erstmals die Welt der Akademiker*innen öffnete. Damals erfuhr ich, dass es an der Uni Münster das einzige Referat für Studierende aus Nichtakademikerfamilien, das fikuS⁵ gibt. Mit großen Ohren hörte ich zu, als von Theorien und soziologischen Erkenntnissen referiert wurde, die manifestier-

**„Kevin ist kein Name,
sondern eine Diagnose!“**

ten, dass es etwas gab, das Klassismus heißt. Diese soziologischen Theorien gaben mir die Perspektive zu verstehen, dass nicht mein Individualversagen die Hürden und Diskriminierungen in meiner Biografie begründen, sondern systematische Selektionsmechanismen einer klassistischen Gesellschaft. Es schien, als hätte ich Werkzeuge in die Hände bekommen, mit denen ich endlich Zugriff auf gesellschaftliche Stellschrauben hatte und ich an diesen drehen konnte. Ich zog in ein linkes Hausprojekt, eines der am längsten besetzten Häuser der Bundesrepublik. Ich wähnte mich in einem antikapitalistischen Paradies, in welchem ich mich frei entfalten und ausdrücken konnte und zudem mit einem Joint im Munde für die Befreiung der ausgebeuteten globalen Arbeiter*innenklasse kämpfen konnte. Gelebte Utopie, der Endpunkt der Geschichte? Mitnichten!

Festen Glaubens an die Revolution ging ich kaum noch zur Uni, da ich kein Beamter im Lehramt für einen Staat sein wollte, den wir ohnehin abschaffen wollten, um in einer klassenlosen Gesellschaft zu leben. Widersprüchlich erschien mir immer wieder, dass viele meiner Genoss*innen radikalere Aktionen vermieden, wohl möglich, um ihre künftige Verbeamtung nicht zu gefährden. Es ist schon irgendwie grotesk und die linke Ironie an der Sache, dass Antifas aus gut situierten, deutschen Akademiker*innenfamilien "Atombomben auf Deutschland" und "Deutschland verrecke" skandieren, später aber unter jenem Deutschland Staatsdiener werden.

Da ich lieber bei Besetzungen wochenlang mitwirkte, oder für die Linksjugend in ganz Deutschland unterwegs war, anstatt mich um Creditpoints an der Uni zu bemühen, wurde mir nach dem vierten Semester der BAföG-Geldhahn zugedreht. Auf die finanzielle Misere folgten weitere fatale Ereignisse: Ich wurde aus dem fikuS, dessen Referent ich ein Jahr lang war, von einer "marxistischen" Gruppe in einer Kampfabstimmung herausgewählt. Diese sich selbst als marxistisch bezeichnende Gruppe rekrutierte sich vorwiegend aus Bürger*innenkindern und war gegen die Emanzipation der Arbeiter*innenkinder im Bildungssystem, da diese das kapitalistische Ausbeutungssystem doch nur weiter stabilisiere. Laut ihrer Doktrin müsse die Arbeiter*innenklasse erst zu Gänze verelenden, während die auserlesene bürgerliche Avantgarde, bei Fair-Trade-Kaffee und veganem Kuchen in hippen Etablissements Marx-Lesekreise veranstaltet und nur auf den günstigen Zeitpunkt für die Revolution wartet. Diese Logik ist mir nie aufgegangen, sondern schien mir eine bürgerliche Dialektik der Zynik zu sein, die für mich erstmals die direkte Frontlinie des Klassismus innerhalb der Linken Strukturen zu erkennen gab. Es machte mich wütend, mit welcher Selbstverständlichkeit bürgerliche Linke, die Anliegen von Arbeiter*innenkindern nicht nur belächelten, sondern auch angriffen und einfach bei der Vollversammlung unserer Statusgruppe angaben, sie seien Arbeiter*innenkinder, obwohl dies nicht stimmte. Später kam heraus, dass einige dieser Gruppe Professor*in-

neneltern hatten. So wurde die damals einzige Selbstvertretung von Arbeiter*innenkinder an Hochschulen in Deutschland von bürgerlichen Linken übernommen.

Bestandsaufnahme: Ich wurde aus dem Arbeiter*innenkind-Referat heraus geputzt, hatte keine Wohnung und keine Kohle. Doch die Kirche auf meinem Totalschadenschiffbruch innerhalb der linken Politik gab es auf dem Landesparteitag der Partei Die Linke NRW. Da ich nun nichts mehr zu verlieren hatte, stellte ich mich für einen Platz auf der Landesliste NRW für die Bundestagswahlen zur Wahl. In meiner Spontan-Initiativbewerbung prangerte ich an, warum bei diesem Landesparteitag nicht mehr Genoss*innen mit Migrationsgeschichte und Nichtakademikerhintergrund saßen und ich dafür stünde, diese Homogenität aufzubrechen. Dies erntete tobenden Applaus und viele Genoss*innen sprachen mich nach der Rede an, dass die Durchmischung der Linken ein großartiges Ziel sei, das selten angesprochen wird. Als unbekannter Newcomer wurde ich auf Listenplatz 18 katapultiert. Dies hieß aber, dass ich erst bei völlig unrealistischen 25% Wahlerfolg eine Chance auf ein Bundestagsmandat hätte. Also nur ein symbolischer Erfolg, der mir für einen kurzen Moment ein gutes Gefühl gab und den Eindruck erweckte, dass Die Linke in ihrer Zusammensetzung offen sei. Ich war wahrscheinlich der erste wohnungslose Mensch, der je bei einer Wahl für den Deutschen Bundestag auf einer Wahlliste stand. Ein kurzer Moment

**„Kevinismus ist
keine Diagnose,
sondern klassistisch!“**

der Utopie, wie sich zeigte, denn schon bei meiner Kandidatur hatten sich die Mienen der Genoss*innen aus Münster verfinstert. Anstatt mir zu gratulieren, monierten sie, dass ich meine Kandidatur nicht mit ihnen abgesprochen hatte. Meinen Einwand, dass ich mich für die Linksjugend und nicht für Die Linke aufgestellt habe, wollte niemand hören und so strafen sie mich mit offener Missachtung ab.

Der eigentliche Hammer kam aber kurz danach. Man sagte mir, dass meine Angabe "ohne festen Wohnsitz in 48149 Münster" für das Wahlkomitee keine gültige Adresse sei. Was hätte ich denn anderes angeben können? Ich war wohnungslos in einer begehrten Studentenstadt und hatte kein Einkommen. Die Reaktion der Genoss*innen war unterhalb der Gürtellinie: Niemand hatte Verständnis dafür, obwohl "bezahlbarer Wohnraum für alle" das Hauptwahlkampfthema der Linken war und noch heute zu den wichtigsten gehört. Auch bot mir niemand an, mich bei ihr*m zu melden. "Jeder sei seines Glückes Schmied" – ein Satz, der mir häufig kalt und mit bitterem Nachgeschmack serviert wurde. Man rügte, warum ich mich denn so unverantwortlich zur Wahl gestellt hatte. So nach dem Motto: "Wie kannst du es nur wagen dich politisch engagieren zu wollen, wenn du arm und wohnungslos bist?!".

Was ich mir dabei gedacht habe? Nun, ich hielt es für aufrichtig und true, wenn Betroffene und Diskriminierte als Akt des Self-Empowerments

politisch aktiv werden. Es gab mir auch das Gefühl, etwas gegen die Unterdrückung zu tun, die mein Leben lang ihre Tentakelarme um mich legte und sie nun festzuschlingen begann. Außerdem war ich als Wohnungsloser nun mal das beste Argument für die Notwendigkeit sozialen Wohnraums. Die unausgesprochene Meinung meiner Genoss*innen schien zu sein, Betroffene und Unterdrückte müssen von hochakademisierten Expert*innen vertreten werden. Denn Wohnungslosigkeit und Angst seinen Lebens- und Rückzugsraum zu verlieren, ließ sich am authentischsten und effektivsten vertreten, wenn man warm in seiner Zweitwohnung in Berlin oder in der Erstwohnung in seiner Wahlkreisstadt sitzt. So wurde ich als Wohnungsloser von der Wahlliste gestrichen.

Als immatrikulierter Student hat man keinen Anspruch auf Grundsicherung durch ALG II in der BRD. So hatte ich irgendwann kein Geld mehr auf dem Konto, um den Mindestmitgliedsbeitrag von 1,50 Euro zu zahlen und wurde aus der Linkspartei exkommuniziert. Ausschluss durch Armut, sozusagen. Bis heute hat sich keiner der Beteiligten bei mir erkundigt, ob ich wieder auf die Beine gekommen bin, geschweige denn für dieses unsolidarische Verhalten entschuldigt.

Mich zu exmatrikulieren, um ALG II zu beantragen, hielt ich für eine nicht hinnehmbare Niederlage, für die ich zu stolz war. Schließlich wurde auch noch mein Rucksack mit allen wichtigen Dokumenten gestohlen, als ich

Flyer verteilt habe. Meine Mutter war in dieser Zeit damit beschäftigt, die Konkursmasse, die sich ihr Leben nannte, zu verwalten. Sie hatte sich mit einem Kredit für ein Haus überschätzt und eine amerikanische Investmentbank, die auch eine unrühmliche Rolle in der Immobilienkrise von 2008 gespielt hatte, nahm uns unser Haus weg. Daher bestand für mich nicht die Möglichkeit, zu meiner Mutter zu ziehen. Meine bürgerliche Existenz war zerbrochen und meine Genoss*innen hatten mich fallen lassen. So beging ich die Bundesrepublikflucht nach vorne und ging nach Südeuropa, weil ich gehört hatte, dass es dort anarchistische Hausbesetzungsprojekte gab, in denen Menschen ohne Geld und in Selbstbestimmung leben konnten. Ich überlebte zwei Jahre ohne feste Einkünfte im Hausbesetzer- und Straßenkünstler-Untergrundmilieu und initiierte in Berlin selbst Besetzungen nach südeuropäischem Vorbild. Während in Deutschland die Hausbesetzer*innen oft mit großem Getöse und medienwirksam Gebäude besetzten, besetzten wir still, um einfach autonomen Wohnraum in einer miet-explosiven Großstadt für uns zu ermöglichen.

Wenn die Stadtautoritäten gegen die Squats⁶ durchgriffen oder es im Winter ungemütlich wurde, hatten viele Hausbesetzer*innen in ihrem Elternhaus jederzeit ein sicheres Refugium. Während die bürgerlichen Aktivist*innen sich nach einer Räumung in den Betten ihrer netten WGs zurückziehen und ausruhen konnten, stand ich nach einer solchen Ausquartie-

rung oft mit ein paar schmutzigen Habseligkeiten auf der Straße, vor dem Nichts und ohne Krankenversicherung und Bankkonto. Oft fühlte sich dies wie trotztige Freiheit an, in schlechteren Momenten jedoch wie der Abgrund.

Manchmal war es schon absurd, wenn sich herausstellte, dass völlig verwahrloste und tätowierte Anarchist*innen, die sich als antibürger-

lich proklamierten, sehr wohlhabende Eltern hatten, die ihnen die soziale und finanzielle Sicherheit geben konnten, mit der es sich viel leichter anarchistisch leben ließ. Es ist kein Kunststück im Moment und in den Tag hineinzuleben und zu behaupten, Geld muss verbrannt werden, wenn du weißt, dass du mehrere Tausend Euro von deinen Großeltern und später noch mehr Kohle, Land und Immobilien

»



Foto: Minoas Andriotis

von deinen Eltern bekommen wirst. Während wir Arbeiter*innenkinder eine Menge nutzlose Haushaltsgegenstände erben, deren Entsorgung uns auch noch kostet, oder gar Schulden.

Irgendwann geriet mein Hausbesetzerleben aber in eine ziemliche Sackgasse, weil drei meiner Squats in kurzer Zeit hintereinander geräumt wurden. Ich musste mit mehreren Anzeigen rechnen. Ich hatte weder Geld für einen Anwalt noch eine Adresse, um mit den Behörden zu kommunizieren. Nach der letzten Hausräumung in Montpellier stand ich mit ein paar in ein Bettlacken gewickelten Habseligkeiten und Klamotten vom französischen Roten Kreuz da und wusste nicht wirklich weiter. Der Gedanke, ich könnte wegen der Hausbesetzungen und der Schwarzfahrten im Knast landen, machte mir große Angst. Der Winter stand vor der Tür und ich hatte keinerlei finanzielle Absicherung und auch keinen Rückzugsort. Ich fiel in eine psychische Krise.

Ich kehrte nach Deutschland zurück, um in eine psychiatrische Klinik zu gehen. Dort erwartete mich bereits die nächste Hiobsbotschaft: Ohne Krankenversicherung, kein Krankenhausbett! Glücklicherweise konnte ich bei einem Kommunisten alter Schule mit türkischer Abstammung für ein Jahr unterkommen. Er kannte mich kaum, gab mir aber seine Hausschlüssel und sagte, dass wir unsere Genoss*innen nicht hängen lassen dürfen. Wenn wir schon auf der Straße gegen den Klassenfeind verloren hat-

ten, dann dürften wir es zumindest nicht auch auf menschlicher Ebene tun. Wir wurden Freunde und brachten uns gegenseitig auf die Beine. Ich konnte viel aus seinen politischen und biografischen Erfahrungen lernen. Auch er hatte sich völlig für die türkische und deutsche kommunistische Bewegung in den achtziger Jahren verheizt und wurde von den Genoss*innen in einer persönlichen Krise fallen gelassen. Er berichtete, dass er ziemlich der einzige Kommunist war, dessen Eltern als Gastarbeiter nach Deutschland kamen, um in Fabriken zu arbeiten. Die anderen türkischen Genossen*innen waren fast alle Akademiker*innen, die wegen des Militärputsches geflohen waren. Seine Eltern waren Analphabeten und er selbst begriff sich als Parteiläufer und Parteisoldat, der von der Bewegung verschlissen und dann einfach ersetzt wurde. Der Klassismus innerhalb der linken Szene war also keine neue Erfindung.

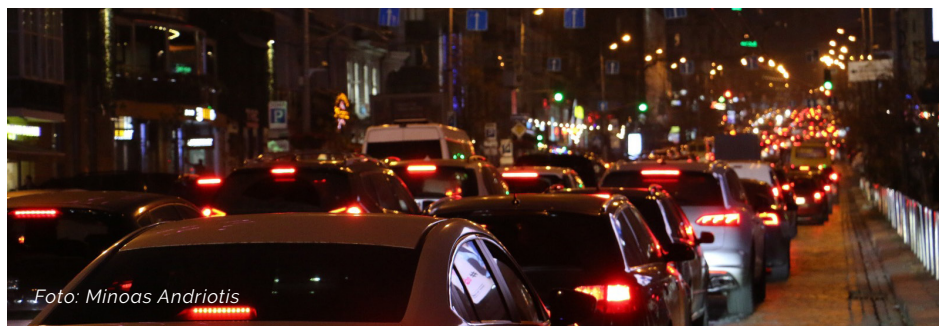
Erholt zog ich im Sommer wieder weiter, um etwas von der Welt zu sehen. Ich fuhr Autostopp und machte Straßenmusik, um mich innerhalb Europas fortzubewegen. Ich war immer neidisch auf die tollen Reisen, die so viele Genoss*innen scheinbar selbstverständlich jedes Jahr mehrmals machten. Und so holte ich mir auch das gute Leben zurück. Ich glaube nämlich, dass alle ein Recht auf Glück haben sollten. Auf diesen Reisen erlebte ich eine Szene, die die klassistische Instrumentalisierung des Veganismus verdeutlicht. Es war eine Ausgrenzungserfahrung in einem besetzten Haus

in Marseille. Ich war zu diesem Zeitpunkt offiziell arbeitslos und entflohen meiner wohnungslosen Situation im winterlich kalten Berlin. In Marseille traf ich zufällig jemanden auf der Straße, der mich mit in ein besetztes Haus nahm, in dem studierende Akademiker*innenkinder lebten, die sich als Anarchist*innen und Antispeziesist*innen bezeichneten, sich also für die Gleichstellung von Mensch und Tier einsetzen. Ich hatte diesen Begriff noch nie gehört, mein Straßenfranzösisch konnte da auch nicht so gut mithalten und die Deutschen, die im Squat lebten, protzten lieber mit ihrem fließenden und eloquenten Französisch, das sie aus AbiBac⁷ gepolsterten Auslandssemestern und Eltern-finanzierten Schüleraustauschen und Sprachreisen erlernt hatten, anstatt mir die Squat-Doktrin zu erklären. Ich war hungrig und aß containerte Lebensmittel⁸, zu denen oft Fleisch zählte. Als ich eine Dose Thunfisch öffnete, flog ich als Mörder und Faschist aus dem Squat raus. Den Anarcho-Antispeziesist*innen im Squat erschien es nicht wichtig mir die Zusammenhänge zwischen einer veganen Lebensweise und der Befreiung der Tiere von der Ausbeutung und Massenvernichtung durch den Menschen aufzuzeigen. Viel ausschlaggebender schien der Distinktionsmechanismus der bewussten Ernährung zu sein. Und da war er – der Öko-Faschismus.

In Frankreich wurden Squats oft auch für Wohnungslose und Refugees geöffnet, damit sie dort selbstorganisierte Hilfe finden und sich

sozial und finanziell aufbauen konnten. In Deutschland habe ich dieses Sozialverständnis nie erlebt. Stattdessen wurde ich durch meine damalige Situation des Öfteren Zeuge verachtungswürdiger Reaktionen der Linken gegenüber Obdachlosen, die ich als besonders schockierend, ideologisch widersprüchlich und klassistisch empfinde. Linke Bewegungen besetzen häufig öffentliche Räume und proklamieren eine Offenheit, die dann zum Glück auch das Lumpenproletariat anzieht. Bleiben dürfen sie nur selten. Im Folgenden ein paar Beispiele.

Bei einem Friedrichshainer Hausprojekt, in einem ehemaligen besetzten Haus, wurde befreundeten Obdachlosen verwehrt, in der nachts leeren Hauskneipe oder in den Fluren zu schlafen. Ein Eimer voller Wasser wurde sogar von einem Balkon über sie gekippt, als sie versuchten, der Kälte und der Misere der Straße im Hauseingangsbereich zu entfliehen. Ich hatte eine ähnliche Erfahrung in der Köpi, einem riesigen selbstverwalteten Hauskomplex, gemacht. Es hatte eine Woche durchgeregnet und durchnässt auf der Straße hatte ich Fieber und Grippe bekommen. Also bat ich im größten Hausprojekt Berlins nach Obdach für eine Nacht oder länger. Mir wurde gesagt, es gebe keinen Platz im Haus für obdachlose Menschen. Ich musste auf Toilette und hatte Durst. Es sollte in dem Gebäude, in dem sich über 80 Menschen aufhielten, keine Toiletten geben und niemand hatte etwas zu trinken für mich. Ich war verzweifelt, wütend und am Ende meiner



Kräfte, also trank ich aus Protest vor den Augen der autonomen Anarchist*innen aus einer dreckigen Pfütze. Sie wendeten sich nur angewidert von mir ab, schlossen die Türen mit all den bunten linken Szenestickern und ließen mich im Berliner Platzregen stehen. Ein Refugee, der wie einige andere Geflüchtete die Erlaubnis hatte, im Köpi-Plenumsraum zu pennen, konnte nicht verstehen, warum ich draußen schlafen sollte, obwohl es hinter verschlossener Tür noch viel Platz zum Übernachten gab. Er hatte mich wiedererkannt und erinnerte sich, dass ich Verbandsmaterial bei der Oranienplatzbesetzung an die Refugee-Aktivist*innen gespendet hatte. Also schleuste er mich ein und ich fiel direkt völlig entkräftet und vom toxischen Wasser aus der Pfütze mit Magenkrämpfen in einen tiefen komatösen Schlaf. Als mich ein älterer Köpibewohner am nächsten Tag zwischen den Refugees schlafen sah – ich hatte mich nach meiner Pfützenaktion nachts erbrechen müssen – rastete er völlig aus. Ich wurde rausgeschmissen und mit einem Hausverbot gebrandmarkt. Schnell merkte ich, dass die linken Genoss*innen in einem Obdachlosen einen Störfaktor sahen. Vermutlich unterstellten sie mir, ich sei drogensüchtig und kriminell und könnte sie mit Krankheiten anstecken.

Im Occupy-Camp Düsseldorf wurde darüber diskutiert, ob Obdachlose und Junkies anderes Geschirr bekommen als die Erste Klasse, also die Aktivist*innen. Diese Aktivist*innen kifften häufig selbst den ganzen Tag, konsu-

mierten des Öfteren Amphetamine oder Keta-min, aber sich selbst als drogensüchtig zu bezeichnen, schien ihnen weniger vorstellbar, als die CDU zu wählen. Die Deutungshoheit darüber, wer drogensüchtig ist oder nicht, liegt also auch hier bei den Bürgerlichen und Bessergestellten. Dem Occupy-Münster-Camp blieben schnell viele linke Gruppen und Parteien fern, da sie von den Obdachlosen und Proleten abgeschreckt waren. Die Linken, die sich für Ge-knechtete und Ausgebeutete einsetzen, fliehen vor diesen, sobald sie mal am gleichen Tisch sitzen.

Eine weitere Diskriminierungserfahrung hatte ich, als zwei Freunde, ebenfalls ohne festen Wohnsitz, und ich auf dem Kurfürstendamm in Berlin völlig erschöpft nachts draußen ein Schlaflager errichten wollten und wir vom Ordnungsamt und Sicherheitsleuten immer wieder weggeschickt wurden. Wie ein Himmels-geschenk erschien uns eine Nachtwache von der anti-rassistischen Antifa, die in der Kaiser Wilhelms Gedenkkirche mit einigen Refugees in Schlafsäcken eine Übernacht-Mahnwache abhielten. Wir setzen uns dazu und dachten, wir könnten hier ein wenig Schlaf und Schutz tanken, vielleicht auch etwas zu essen bekommen und dabei den Protest supporten. Weil meine Straßenfreunde und ich uns auf Englisch unterhielten, dachten die Antifa-Genoss*innen wohl, wir würden sie nicht verstehen und sie sprachen laut über uns: "Das sind doch Junkies, die müssen weg, die klauen doch, die klauen

doch!". Verletzende Worte. Wir waren so müde und ermattet und ich durch meine Vorerfahrung resigniert, dass wir einfach abzogen und die Nacht wie Zombies durchmachten, um bei Sonnenstrahlen im Park ein wenig Schlaf zu finden.

Ähnliches ließ sich auf dem Protestcamp von Extinction Rebellion, vor dem Kanzleramt in Berlin beobachten. Es war ein Vorfall, bei dem zwei Menschen weggeschickt wurden, die möglicherweise Sinti und Roma waren. Sie fragten nach Geldspenden und versuchten, das Obdachlosenmagazin, den Straßenfeger zu verkaufen. Aktivist*innen wendeten sich mit der Bitte an das Orga-Team, diese Personen sollten besser gehen, da einige die Befürchtung hatten, sie könnten stehlen. Als ich fragte, ob es für diesen harten Vorwurf Beweise oder Anhaltspunkte gebe, wurde nur gesagt, Aktivist*innen fühlten sich in der Anwesenheit dieser Personen nicht wohl und Mensch hätte das Gefühl sie werden stehlen. Damit reproduzierten sie, ohne es zu merken, klassistische und antiziganistische Stereotypen.

Auf dem Klimacamp am Hambacher Forst ging es neben dem Wald auch um die Rettung der Dörfer, die vom RWE-Kohlebagger zerstört werden sollten. Zwei Nächte in Folge kamen auch Dorfjugendliche dazu und wollten zumindest bei den Abendveranstaltungen dabei sein. Am zweiten Abend wurden sie aufgefordert dem Camp fernzubleiben, da jemand der Aktivist*innen sich gestört gefühlt hat. Die Dorfjugend-

liche – alle aus der Arbeiter*innenklasse und einige mit Migrationshintergrund – seien angeblich sexistisch und rassistisch. Ich klinkte mich ein und wir diskutierten lange. Die Dorfjugendlichen, die sich für das Klimacamp interessierten und für die wir uns doch als Aktivist*innen einsetzten, verstanden die Welt nicht mehr. Sie entschuldigten sich, aber das Awareness-Team⁹ war unversöhnlich. Eine konkrete Situation oder ein Satz konnte als Grund für den Platzverweis nicht benannt werden. Das Auftreten der Jugendlichen wurde scheinbar aus sich heraus als sexistisch empfunden und der bürgerliche Raum schloss sie aus. Mir offenbarte sich in dieser Szene die Unfähigkeit dieser Aktivist*innen, mit nicht-bürgerlichen Milieus zu kommunizieren und diese zu verstehen oder verstehen zu wollen. Schwer vorstellbar, dass sich die betroffenen Jugendlichen nach so einer Diskriminierungserfahrung nochmals engagieren mögen oder der Klimabewegung weiterhin positiv gegenüberstehen. Ein von den linken Akademiker*innenkinder unüberwindbar aufgestoßener Riss, der zeigt, dass es oft darum geht, unter sich, unter seiner Klasse zu bleiben. Ob bewusst oder unterbewusst: Fakt ist, dass es klassistische Diskriminierung innerhalb der Linken gibt und diese oft bestritten oder kleingeredet wird. Klassismus und Diskriminierung bleiben Klassismus und Diskriminierung – egal, welche Intention sich dahinter zu verbergen mag. Es wäre höchst interessant zu erfahren, wie viele junge engagierte Menschen mit Zuwanderungs- und Nichtakademikerhin-

tergrund so schon früh von der linken Politik ab- und ausgestoßen werden und unwiederbringlich ihre aktive Stimme und ihr Interesse an der Politik verlieren. Somit bleiben die linksalterna- tive Politik und ihre Soziosphären, wie Auto- nome Zentren, besetzte Häuser und alternati- ve Kneipen fest in der Hand der deutschen Bo- heme. Meist Männer. Mir fiel von Anfang an auf, dass in linken Zusammenhängen der Frauenan- teil immer sehr gering war, Frauen oft nicht lan- ge blieben und kaum zu Wort kamen und die Männer subtil die Frauen sexualisierten. Frau- en aus Akademiker*innenfamilien behaupten sich wesentlich besser als Frauen aus dem Arbeiter*innenmilieu und blieben auch länger. Meine Schlussfolgerung hieraus ist, dass linke Strukturen zugleich Sexismus, Rassismus und Klassismus aufweisen. Diese Diskriminierungs- ebenen verschränken sich, indem sie sich nicht nur addieren, sondern potenzieren.

Trotz all der klassistischen Diskriminierungs- erfahrungen habe ich es nie bereut, mich poli- tisch engagiert zu haben. Die linke Bewegung hat mir viel gegeben und neue kulturelle Hori- zonte eröffnet. Nach wie vor finde ich ihre Ziele unterstützenswert und teile ihre Gesellschafts- ideale. Allerdings bleiben Visionen wie Gleich- heit und Diskriminierungsfreiheit lediglich lee- re Phrasen, solange sie nicht praktiziert werden. Erst durch die Kritik und Reflexion am eigenen Verhalten kann die linke Bewegung aus sich herauswachsen. Das erscheint mir persönlich wichtiger als Grabenkämpfe und ideologische

Nebenkriegsschauplätze der unterschiedli- chen internen Strömungen. Offenheit statt Aus- grenzung und die Verabschiedung von dem Gedanken, die Akademiker*innen-Avantgarde könne die Probleme der Unterdrückten besser verstehen und nach außen vertreten, sind mei- nes Erachtens elementar. Denn nur durch diese intersektionale Öffnung kann die Linke zu einer Massenbewegung heranwachsen, in der sich die Unterdrückten selbst vertreten können, um so gesellschaftliche Umwälzungen in Gang zu setzen. Die Transformation zu einer klassenlo- sen Gesellschaft ist durch eine starke, vielfäl- tige und egalitäre linke Bewegung notwendig bedingt. Eine Bewegung innerhalb derer sich niemand für seine soziale Herkunft zu schämen braucht. Nur so lässt sich etwas an den Klas- sen- und Ausbeutungsverhältnissen in unserer kapitalistischen Gesellschaft ändern. Und dafür schildere ich hier meine Erfahrungen, um eine andere Perspektive in den linken Diskurs ein- zubringen - Den Blick von unten. ●

¹Hrsg: Gabriel Kuhn. *Mit geballter Faust in der Tasche. Klassenkon- flikte in der schwedischen Linken*, 2009. Syndikat A.

²Der gesellschaftliche Klassismus wurde bereits mit einer autobiogra- phischen Herangehensweise behandelt - mit Werken wie „Rückkehr nach Reims“ von Didier Eribon, 2009 und mit „Das Ende von Eddy“ und „Wer hat meinen Vater umgebracht“ von Edouard Louis, 2014, 2018.

³Lebens-, Denk- und Verhaltensweise, die Rückschluss auf die sozi- ale Herkunft gibt.

⁴Pierre Bourdieu war ein französischer Philosoph und Soziologe (1930- 2002). Seine Werke sind sogar noch im heutigen Diskurs sehr wichtig - z.B. „Die feinen Unterschiede“ 1987.

⁵Autonomes Referat für finanziell und kulturell benachteiligte Studie- rende des AStA der Uni Münster.

⁶Englische Bezeichnung für ein besetztes Haus, die international ver- wendet wird.

⁷Eine Prüfung, mit der man gleichzeitig die deutsche und französi- sche Hochschulreife erwirbt.

⁸Aus dem Müll gerettete Lebensmittel.

⁹Eine Gruppe im politischen Kontext, die darauf achtet, dass ein po- litisch-korrektes und diskriminierungsfreies Miteinander eingehalten wird.

*Eine gekürzte Fassung dieses Berichts ist im Sammelband "Solidarisch gegen Klassismus" von Francis Seeck und Brigitte Theißl im Herbst 2020 erschienen.
ISBN 978-3-89771-296-6*



**„Dieses Werk hat
eine philosophisch
tiefgründige Aussage!“**

Bürgerliche Kunstwerke erheben den Anspruch eher in Bezug auf ihre Form als auf ihre Funktion betrachtet zu werden. Das erfordert Hintergrundwissen über den Künstler und die Zeit, in der das Werk entstanden ist und teilt das Publikum in zwei Gruppen: Solche, die es verstehen und solche, die es nicht verstehen. Nach Pierre Bourdieu zeichnet sich der „reine“ Geschmack der „herrschenden Klasse“ unter anderem dadurch aus, dass er die Betonung der Form über den Inhalt stellt. Der populäre Geschmack ist inhaltsbasiert. Während also die „beherrschte Klasse“ nach der Bedeutung in Kunstwerken sucht, distinguert sich die „herrschende Klasse“ durch ihre Freude an der Symmetrie von Kohlköpfen. Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede, 25. Auflage 2016, S. 60 ff.

Die Redaktion: „Wir könnten hier schon von einem Kohlkopfismus sprechen!“

**„Welch eine
künstlerische
Kohlkopffotografie!“**

Wir sind ein Magazin von und für die Working Class, also für klassische Arbeiter*innen sowie für studierende- und fertig studierte Arbeiter*innenkinder. Genau so wie unsere eigenen Biografien versucht auch das Magazin, den Spagat zwischen der eigenen Herkunft und den studentisch/akademischen Milieus zu bilden, beziehungsweise sich seinen ganz eigenen Raum zu schaffen und eine ganz eigene Perspektive einzunehmen.

Hier schreiben, verwalten, entwickeln und lekturieren Arbeiter*innen und Arbeiter*innenkinder Artikel, Ideen und Möglichkeiten für uns und unsere Sichtweise der Dinge und für die interessierte Öffentlichkeit.



fikuS

Referat für finanziell und kulturell
benachteiligte Studierende